

DER BOTE

November 2025 • 8. Jahrgang • NR. 31

:: Zeitschrift des Historischen Vereins
:: Herne / Wanne-Eickel e. V.

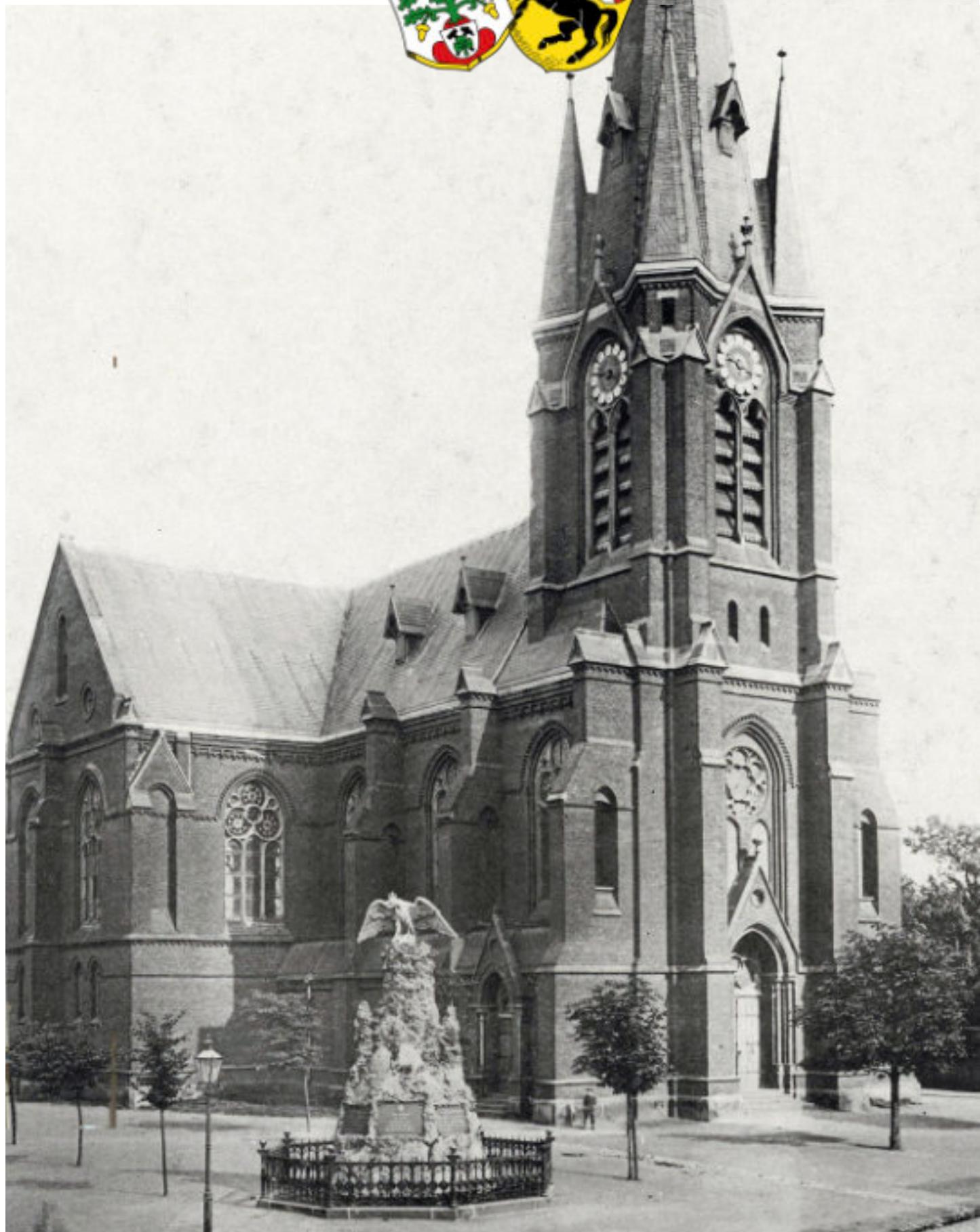
Schutzgebühr: 4,50 €



150 Jahre Kreuzkirche
Herne

Chronik des Herner
Eissport Vereins (HEV)

Es weihnachtet sehr ...



Die 31. Ausgabe

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn die Tage kürzer werden und der Duft von Weihnachtsgesäß in der Luft liegt, ist es wieder Zeit für die letzte Ausgabe unseres »Boten« in diesem Jahr. Halten Sie einen Moment inne und begleiten Sie uns auf eine faszinierende Reise durch die Geschichte und die Geschichten unserer Heimat.

In dieser Ausgabe nehmen wir Sie mit zu einem beeindruckenden Jubiläum: 150 Jahre Kreuzkirche Herne. Entdecken Sie die bewegte Baugeschichte dieses Wahrzeichens, das seit 1875 das Stadtbild prägt, und erfahren Sie, wie es zu einem Ort des Glaubens, der Gemeinschaft und der Kultur wurde.

Für alle Sportbegeisterten haben wir die spannende Chronik des Herner Eissport Vereins (HEV) aufbereitet. Diese Chronik ist jedoch nicht nur eine Erzählung von sportlichen Erfolgen, sondern auch ein ehrendes Andenken. Wir blicken auf das unermüdliche Engagement von Persönlichkeiten, die den Verein geprägt haben, und gedenken dabei insbesondere des schmerzlichen Verlusts von Hans-Jürgen Schubert. Er war die treibende Kraft und Seele des Vereins, dessen Vermächtnis in der Eishalle am Gysenberg weiterlebt.

Passend zur Jahreszeit wird es bei uns »sehr weihnachtlich«. Tauchen Sie ein in Weihnachtsgeschichten von vor über 100 Jahren, erfahren Sie mehr über die Tradition der Mettenschicht im Bergbau und lassen Sie sich von persönlichen Erinnerungen an vergangene Festtage berühren.

Diese und viele weitere spannende Artikel, wie die Geschichte des Hofs Feldkübler in Sodingen oder ein Blick auf die frühe Fotografie in Herne, die Geschichte von »Struppi«, einem 50-jährigen Weihnachtsbaum, warten darauf, von Ihnen entdeckt zu werden.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre und eine besinnliche Advents- sowie Weihnachtszeit!

Herzlichst, ...

Marcus Schubert



Lukas
Berger



Andreas
Janik



Helga
Kawashima



Gerdi
Kernbach-
Tinnemann



Wolfram
Ninka



Anna-Maria
Rawe



Henning
Sandmann



Thorsten
Schmidt



Emma
Schubert



Marcus
Schubert

Inhalt

150 Jahre Kreuzkirche Herne – 1875 bis 2025	4
Chronik des Herner Eissport Vereins (HEV)	8
Als der Kaiser zum Verkehrshindernis wurde: Hernes verschwundene Bronze-Ikone	12
Das Glück in kleinen Dingen	14
Frühe Fotografie bei Luise und Franz Ninka	16
Es weihnachtet sehr ...	18
Berkeler Geschichten	21
Weihnachten vor über 100 Jahren	22
Mettenschicht: Die letzte Schicht vor Weihnachten	24
Mitglieder stellen sich vor	25
Der Hof Feldkübler in Sodingen	26
Herner Geschichten	28
Der seltsam geschmückte Weihnachtsbaum und Blankensteins starke Erdanziehung!	32
Weihnachten mit »Struppi« (1975 – ...)	34
Gemeindekarte Crange 1823	36

Autoren: Lukas Berger, Andreas Janik, Helga Kawashima, Gerdi Kernbach-Tinnemann, Wolfram Ninka, Anna-Maria Rawe, Henning Sandmann, Thorsten Schmidt, Emma Schubert, Marcus Schubert

Verantwortlich i. S. d. P.: Thorsten Schmidt

Lektorat: Anna-Maria Rawe

Titelbild: Kreuzkirche, Archiv Ev. Kirchengemeinde Haranni

Fotos: Seite 4 - 7: Archiv Ev. Kirchengemeinde Haranni - Seite 8 - 11: Gysenberghallen GmbH, Sammlung Marcus Schubert - Seite 12: Archiv Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. - Seite 14 - 15: Sammlung Lukas Berger - Seite 16: Sammlung Wolfram Ninka - Seite 18 - 19: Dr. Arnold Paul - Seite 21: ChatGPT - Seite 22 - 23: Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL) - Seite 26 - 27: Sammlung Dietlind Müller - Seite 28 - 31: Sammlung Helga Kawashima - Seite 32: ChatGPT - Seite 34-35: Anna-Maria Rawe (www.anne-p.de) - Seite 36: Stadt Herne, FB Vermessung und Kataster.

(Etliche Fotos sind oftmals nicht mit dem Namen des Fotografen gekennzeichnet, sodass eine Recherche der Bildrechte in vielen Fällen nicht möglich war. Grundsätzlich haben wir uns darum bemüht, alle Urheberrechte an den veröffentlichten Fotos und Dokumenten zu klären. Sollte dies in Einzelfällen nicht gelungen sein, bitten wir, sich mit uns in Verbindung zu setzen.)

Wir weisen darauf hin, dass das Urheberrecht an den Artikeln bei den jeweiligen AutorInnen liegt. Verwendung und Abdruck in anderen Medien, auch auszugsweise, ist nur mit deren ausdrücklicher Zustimmung gestattet. Bei Fragen wenden Sie sich bitte an die Redaktion.

ISSN: 2943-2804 (Print), 2943-2812 (Online)

Druck: **medienzentrum ruhr** 
offsetdruck : verlag : agentur : digitalprint

Industriestraße 17, 44628 Herne

Herausgeber:
Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18
44623 Herne

E-Mail: redaktion@hv-her-wan.de
Fon: (0 23 23) 1 89 81 87
Fax: (0 23 23) 1 89 31 45
Internet: www.hv-her-wan.de



Kreuzkirche innen, 1953, Rückansicht.

150 Jahre Kreuzkirche Herne – 1875 bis 2025

Glaube. Geschichte. Architektur.

Die Kreuzkirche in Herne ist mehr als ein historisches Bauwerk. Sie ist ein Spiegelbild der industriellen Entwicklung und der wechselhaften Geschichte der Stadt. Ihr Werdegang ist eng mit dem rasanten Wachstum der evangelischen Kirchengemeinde im 19. Jahrhundert verbunden. Ihre heutige Gestalt zeugt vom Mut zur Erneuerung der Evangelischen Kirchengemeinde Haranni und prägt seit ihrer Einweihung im Jahr 1875 das Stadtbild rund um den heutigen Europaplatz.

Ein Ort mit Geschichte

Die Anfänge der evangelischen Gemeinde reichen bis ins Mittelalter zurück. Ursprünglich war die romanische St.-Dionysius-Kirche das geistliche Zentrum Hernes. Doch mit dem drei Etappen des Umbruchs vom dörflichen Leben zur Stadt, mit dem Bau der Landchausee Elberfeld-Münster – der Bochumer- und Bahnhofstraße – 1839, dem Bau und Inbetriebnahme der Station HERNE-BOCHUM der Köln-Mindener Eisenbahnlinie 1847 und besonders dem Einsetzen des Bergbaus mit Shamrock 1857, Von der Heydt 1864 und Friedrich der Große I/II 1870,

wuchs die Bevölkerung so stark an, dass die alte Kirche zu klein wurde.

Ihre Platzkapazität lag bei 400 Sitzplätzen und fast 100 bis maximal 300 Stehplätzen. Ostern 1872 mussten daher viele Gläubige nach Hause geschickt werden, da es überfüllt war.

Baugeschichte

1859 beschloss das Presbyterium, beim Kreisbaumeister Theodor Haarmann (* 1825 in Halver, † 1895 in Bochum), einen Plan und Kosten eines Neubaus vorzulegen. Dieses erfolgte. Aber es geschah, ... nichts!

Eine extra dafür eingesetzte Baukommission ließ lieber die Dionysius Kirche reparieren, weil »der Neubau doch voraussichtlich in den nächsten Jahren nicht zur Ausführung kommen werde.«

1870 wurde die Idee erneut auf den Tisch gelegt. Die katholische Missionsgemeinde erwarb einen Bauplatz für ein neues Gotteshaus an der Bahnhofstraße. Es wurde eine Rücklage von 1.000 Talern beschlossen.

Nach längerer Planung und Standortdebatten zwischen den »Dörlern« und den »Bahnköflern« fiel 1873 der Startschuss für den Neu-



Kreuzkirche innen, 1926 bis 1945.

bau einer größeren Kirche. Der Bau wurde aus den bescheidenen Mitteln der Gemeinde – rund 6.000 Taler, Krediten und Kirchensteuern finanziert. Bedeutendster Kreditgeber wurde die Sparkasse der Stadt Gütersloh mit 25.000 Tälern! Abschließende Gesamtkosten: 300.000 Taler. Das waren damals fast 150 Arbeiter-Jahreseinkommen. Umgerechnet auf unsere heutige Währung ergebe es eine Bausumme von immerhin 7 Millionen Euro.

Am 15. Mai 1873 wurde damit begonnen, den Turm der alten Dorfkirche niederzulegen und die Steine als Fundament auf dem Bauplatz, dem alten Garten hinter dem Pastorat, zu nutzen. Ausführender des Baus vor Ort wurde der »katholische« Maurermeister, Heinrich Dickhoff (1842-1911), einem nicht in Herne feststellbaren Zimmermann Stamm und dem Zimmermann Heinrich Deilmann (1847-1881).

Die neu gegründete Herner Zeitung brachte dann nochmals die Debatte des Baugrundes zur Diskussion, die erhitzt zwischen den beiden größten Parteien Dorf versus Bahnhof geführt wurde. Die Bauarbeiten wurden bis zur abschließenden Erklärung durch die Bezirksregierung in Arnsberg stillgelegt.

Nachdem die Bauarbeiten wieder aufgenommen waren und die Wände ungefähr 1 Meter hoch standen, schritt man zur feierlichen Grundsteinlegung. An Erntedank, 5. Oktober



Kreuzkirche innen, 1953.

1873, wurde der Grundstein gesetzt und ist bis heute nicht wieder gefunden worden.

Nun ging es zügig voran. Zumal die katholische Bonifatius Kirche auch schon mit ihrem Bau fertig war und am 14. Mai 1874 der Bau – allerdings ohne Westwerk und Turm – behördlich abgenommen wurde.

Der Hahn ist am 2. Oktober 1875 auf den Turm gesetzt worden. Endlich konnte am 2. Dezember 1875 die neue Kirche feierlich geweiht werden.

»Gewisslich ist der Herr an diesem Ort« waren die ersten Worte von Pastor Friedrich Dransfeld (1842-1896) in seiner Predigt in der neuen Kirche.

Architektur und Bauweise

Die Kreuzkirche wurde im Stil der Neugotik in den Richtsätzen des damals im Evangelischen Kirchenbau maßgeblichen Eisenacher Regulativs von 1861 erbaut, aus rotem Sichtmauerwerk mit Sandsteingliederungen. In 16 Vorschriften wurden in diesem Regulativ, in Anlehnung an mittelalterliche Baustile bindende Ausführungsregeln empfohlen. Beispielsweise eine Ostung der Kirche sowie ein kreuzförmiger Grundriss, mit ausgeprägtem Langhaus. Entworfen wurde sie von den Essener Architekten Julius Flügge (1843-1920) und Peter Zindel (1841-1902). Das Architektenduo trennte sich nach

diesem Bau. Das Gotteshaus ist 44 Meter lang, 27,5 Meter hoch und der Turm erreicht eine Höhe von 57,5 Metern, bis zur Spitze des Wetterhahns.

Der Innenraum ist als eine Hallenkirche, mit umlaufenden Emporen und einer sechseckigen Apsis mit 32,6 Meter Länge gestaltet. Die klare Gliederung, das helle Licht und die ausgewogene Proportion, vermitteln eine besondere Atmosphäre – ein Ort der Ruhe und Andacht mitten in der Stadt.



Kreuzkirche Altarraum, 1953.

Ausstattung & Kunst

Von der alten Ausstattung ist besonders die Kanzel augenfällig. 1926 wurde die Turmhalle als Kriegerehrung für die Gefallenen des ersten Weltkrieges umgebaut. Die an der Südseite befindliche »neue Sakristei« stammt erst aus dem Jahre 1939 und ist harmonisch an das Gebäude angelehnt.

Die Chorfenster stammten, als Schenkung der Hibernia Bergbau AG, von der Mayerschen Hofkunstanstalt in München um 1900. Sie zeigten Motive des neuen Testaments: Segnung der Kinder, Rettung des versinkenden Petrus und die Auferweckung der Tochter des Jairus. Sie

wurden im Krieg, am 6. November 1944, zerstört.

Zwischen 1951 und 1953 erhielt die Kirche neue farbige Kirchenfenster, nach Entwürfen des Künstlers Rudolf Fuchs (1892 bis 1985), aus Diez an der Lahn, die zentralen biblischen Themen aufgreifen. Von links nach rechts sind folgende Darstellungen zu erleben:

- Mose mit den Gesetzestafeln, brennender Dornbusch, Tanz um das Goldene Kalb, in der Rosette: Adam und Eva.
- Maria und Johannes unter dem Kreuz, Grablegung Jesu.
- Das Jüngste Gericht (Thronender mit der Dornenkrone bekrönter Christus mit zwei Marterwerkzeuge tragende Engel, oben das Himmelsche Jerusalem, unten Erzengel Michael und eine Posaune blasender Engel).
- Drei Frauen am leeren Grab, Himmelfahrt Jesu, in der Rosette: Weiße Taube als Symbol des Heiligen Geistes.
- Abrahams Opfer, in der Rosette: Noah mit der Taube.

1961 erhielt die bisherige Hauptkirche ihren jetzigen Namen »Kreuzkirche«. Anlass war die 400-Jahrfeier der Evangelischen Kirchengemeinde in Herne.

Anpassung an die moderne Welt

Im Zuge einer umfangreichen Innenrenovierung 2006, durch die Architekten Dirk Boländer und Gido Hülsmann aus Bochum, kamen ein neues dreiflügeliges Retabel (Altarbild) und ein modernes Taufbecken hinzu. Der Altaraufsatz aus Holz wurde mit 30 Gramm Blattgold überzogen und trägt ein mit Bibelversen durchsichtig gefertigtes Metallkreuz. Das Altarbild verbindet zeitgenössische Kunst mit liturgischer Tradition und schafft einen eindrucksvollen Blickfang im Chorraum.

In der Kreuzkirche finden regelmäßig gut besuchte Konzerte statt. Für Gottesdienste, vor allem mit kleineren Gruppen, wurde der Chorraum 2006 ins Kirchenschiff erweitert, mit Teppich und neuem Taufbecken markiert und durch U-förmig angeordnete Stühle gefasst. Gleichzeitig erhielten Gebäudehülle, Farbgestaltung und Beleuchtung eine Erneuerung.



Bochumer Straße mit Blick auf die Kreuzkirche. Links Ömmes Knapp.

Die Orgel – Klangkunst mit Geschichte

Die Orgel wurde 1877 von der renommierten thüringischen Orgelbaufirma Schulze & Söhne, für den Einbau in den Turm errichtet und am 21. Oktober 1877 in Betrieb genommen. Der Prospekt wurde vom Schreinermeister Carl Schäfer aus Werden an der Ruhr gefertigt. 1902 wurde die Orgel aus dem Turm hinaus auf eine neu angelegte Empore ins Langhaus gesetzt, so, wie sie heute auf uns gekommen ist. Dabei wurde die Orgel vom berühmten Orgelbauer Walcker in Ludwigsburg umfassend erweitert. 1954 erfuhr die Orgel durch Alfred Raupach aus Hattingen, eine Erweiterung auf 37 Register.

1979 erfolgte durch den Orgelbaumeister Klaus Becker ein tiefgreifender Umbau, den bedeutende Fachleute eher als Neubau, denn als Restaurierung bezeichnen. Das Hauptgehäuse wurde zum Vollgehäuse erweitert, ein Rückpositiv und neue Prospektpfeifen ergänzt, das System auf Schleifladen mit mechanischer Traktur umgestellt. Erhalten blieben 16 Register von 1877 (Schulze), 10 von 1902 (Walcker) und 9 von 1957 (Raupach); nur 2 Register entstanden neu.

2010 gelangen eine Reorganisation und Renovierung, in Kooperation der Werkstatt Schumacher, mit Björn-Daniel Reich aus Köln. Vormals ergänzte Register wurden »im Stile Walckers rekonstruiert«. Heute gilt sie als eines der bedeutendsten romantischen Instrumente in Nordrhein-Westfalen.

Kreuzkirche ökumenisch

Die Kreuzkirche und ihre Haranni-Gemeinde sind als Hauptort einiger ökumenischer Begegnungen bekannt. Hier, am Europaplatz, fanden multireligiöse Friedensgebete ihren Platz, ökumenische Gemeindefeste mit der St. Bonifatius Gemeinde, wie einige große Veranstaltungen, beispielsweise ein großes Tauffest zum 150jährigen Bestehen beider Kirchengebäude, mit der St. Dionysius Gemeinde, zeugen beispielhaft für ein christliches Miteinander in Herne.

Willkommen in der Kreuzkirche!

Ein Ort mit offener Tür – für Glaube, Musik, Geschichte und Gemeinschaft.



Andreas Janik

Weitere Informationen:

<https://www.haranni.ekvw.de/>

<https://wiki.hv-her-wan.de/Kreuzkirche>





Mannschaftsfoto Saison 2025-2026.

Chronik des Herner Eissport Vereins (HEV)

Der Herner Eissport Verein (HEV), beheimatet in der Gysenberg-Halle, blickt auf eine bewegte Geschichte zurück, die von sportlichen Erfolgen, finanziellen Herausforderungen und dem unermüdlichen Engagement vieler Persönlichkeiten geprägt ist.

Frühe Jahre und prägende Figuren

Die Geschichte des HEV ist eng mit dem Namen Dietmar Fiebinger verbunden. Er war Mitbegründer des Herner Eissportvereins, langjähriger Vizepräsident und maßgeblicher Mitgestalter des Eishockeys in Herne. Fiebinger war Betriebsleiter der Eishalle am Gysenberg und gehörte von 1972 bis August 1985 dem HEV-Vorstand an, bevor er sich aus gesundheitlichen Gründen zurückziehen musste. Auch beim Deutschen-Eishockey-Bund (DEB) war er als Mitglied des Sitzungsausschusses aktiv. Für seine Verdienste erhielt Dietmar Fiebinger, am 6. September 1984, den Ehrenring der Stadt Herne. Sein Tod, am 12. August 1986, im Alter von fast 60 Jahren durch Herzversagen stellte einen schmerzlichen Verlust für den Verein dar. Nach Fiebingers Rücktritt übernahmen Fritz Gauert und Ulrich Wirusz interimistisch den Vorsitz, bevor Herbert Dee,

der Präsident des HSC, die Leitung übernahm.

Ab Anfang der 1990er Jahre war Bernd-Uwe Böttcher Vorstandsvorsitzender und Präsident des HEV. Er führte den Verein durch eine Phase finanzieller Konsolidierung und war federführend an sportlichen Kaderplanungen beteiligt, wie beispielsweise zur Saison 1991/92 und 1993/94.

Böttcher prägte den HEV vor allem in den 1990er Jahren, sowohl als Präsident als auch über seine Marketingaktivitäten. Er war eine treibende Kraft in sportlicher, finanzieller und organisatorischer Hinsicht und er war aber später auch Teil von Konflikten, die die Entwicklung des Vereins erschwerten.

Die Gysenberg-Halle selbst war schon früh ein wichtiger Ort für die Stadt Herne. Im Mai 1972 fand dort ein Fest zum 75-jährigen Stadtjubiläum statt, bei dem 1250 Besucher in der eisfreien Halle, mit Stargast Kurt Edelhagen und seiner Band, tanzten.

Sportliche Phasen und Herausforderungen

Der Verein zeigte sich in Vorbereitungsphasen oft stark, mit deutlichen Siegen gegen Teams wie Nordhorn (11:4) und Hannover (19:2) sowie den rumänischen Vizemeister Unirea Bukarest (9:4). Auch wenn nicht alle Spiele gewonnen wurden, wie gegen den holländischen Meister aus Heerenveen oder den Zweitligisten aus Peiting, konnte man am Ende der Vorbereitung den EV Regensburg mit 10:5 besiegen.

In der Oberliga kam es immer wieder zu spannenden Partien. Ein bemerkenswertes Spiel war das 7:7 in Essen vor ausverkaufter Halle, bei dem der HEV nach einem 0:5 Rückstand noch ein Unentschieden erkämpfte; nicht zuletzt durch vier Tore von Simo Ekholm. Der Kampfgeist des HEV zeigte sich auch in einem Spiel gegen Greifrath, das nach einem 0:3 Rückstand noch zu einem 3:7 gedreht werden konnte. Auch gegen den Neuling aus Braunlage gelang dem HEV nach einem 2:1 Rückstand ein 3:3 Unentschieden. Im letzten Heimspiel gegen den ERC Westfalen Dortmund wurde ein 4:2 Sieg errungen.

Finanzielle und strukturelle Turbulenzen

Die Gysenberg-Halle, Heimstätte des HEV; oder besser gesagt »die Miners«, erlebte im Laufe der Jahre verschiedene Betrieberwechsel und finanzielle Schwierigkeiten. Im Jahr 1997 waren die Millionenzuschüsse aus Steuergeldern für die Bezirksregierung in Arnsberg zu hoch, was zur Suche nach Alternativen führte. Ende 1998 wurde die Halle für rund 2 Millionen Mark an das Unternehmer-Duo Stienech-Herzberg verkauft, die nach eigenen Angaben 500.000 Mark investierten. Zehn Jahre später, im August 2008, übernahm Ralf Pape die »Eisarena«. Die Halle befand sich in keinem guten Zustand und Pape musste laut eigenen Angaben 1,5 bis 2 Millionen Euro investieren.

Im Jahr 2011 zog Pape die Notbremse. Die Eishalle sowie der Verein wurden durch einen Insolvenzverwalter geschäftlich geführt. Dieser plante zunächst die Errichtung einer Paintball-Halle, was jedoch nach zahlreichen Protesten und Widersprüchen abgewendet wurde. Die Stadt Herne und die Politik stellten sich gegen die Nutzungsänderung. Diese Entscheidung ermöglichte es dem Herner EV, den Eissport in der Halle



Hans-Jürgen Schubert mit seiner Jette.

fortzusetzen. Nach dieser Phase übernahmen Hans-Jürgen Schubert, Rolf Meinhardt, Frank Schäfer und Günter Thill die Leitung. Im Jahr 2012 wurde die Halle vereinseigen.

Neuere Entwicklungen und Herausforderungen (ab 2011)

In den folgenden Jahren wurde die Halle kontinuierlich modernisiert. Im Mai 2023 wurde die Eissporthalle im Gysenbergpark durch das Förderprogramm »Moderne Sportstätten 2022« als »Moderne Sportstätte« anerkannt. Hierfür flossen erhebliche Mittel an die Sportvereine der Stadt, wobei der HEV einen großen Anteil erhielt.

Der Verein stand jedoch weiterhin vor finanziellen Herausforderungen; insbesondere durch steigende Energiekosten und sinkende Zuschauerzahlen. Im September 2023 gab Geschäftsführer, Hans-Jürgen Schubert, Einblicke in die angespannte Lage. Nach der Pandemie waren die Zuschauerzahlen von einem Schnitt von 1.600 auf 950 gesunken, was einen Fehlbetrag von fast einer Viertelmillion Euro pro Saison bedeutete. Auch die Energiepreise hatten sich gravierend auf den Haushalt ausgewirkt und zu

Mehrkosten im sechsstelligen Bereich geführt. Trotz Preiserhöhungen bei den Tickets mussten auch die Spieler Abstriche beim Gehalt hinnehmen. Schubert appellierte immer wieder an die Fans, den Verein durch ihre Anwesenheit zu unterstützen, um die Nachhaltigkeit des Eishockey-Standorts Herne zu sichern.

Trotz dieser Schwierigkeiten gelang dem HEV, im Oktober 2020, ein Transfer-Coup mit der Verpflichtung des ehemali-



Hans-Jürgen Schubert mit seinem Hund Quasar.

gen Eishockey-Nationalspielers Richard »Richie« Mueller. Auch die Planung für neue Saisons läuft kontinuierlich, mit dem Ziel, die Mannschaft stets zu verbessern. Der HEV verfolgt das Ziel, jedes Spiel zu gewinnen, weiß aber auch, dass in den Playoffs alles offen ist und Faktoren wie Tagesform, Verletzungen und auch Corona eine Rolle spielen können.

Die Rolle von Hans-Jürgen Schubert

Hans-Jürgen Schubert, der ab 2011 als Geschäftsführer des Herner EV und der Gysenberghallen GmbH in Verantwortung stand, spielte eine überaus entscheidende Rolle für die jüngere Geschichte des Herner Eishockeys.

Sicherung des Eishockey-Standorts Herne

Schubert war maßgeblich daran beteiligt, die drohende Umwandlung der Gysenberg-Halle in eine Paintball-Anlage im Jahr 2011 zu verhindern. Er zeigte sich zuversichtlich, dass sich die Situation für den Eishockeysport in Herne zum Guten wenden würde und betonte, dass der Verein ein finanziell tragfähiges Konzept für den Spielbetrieb erarbeitet hatte. Unter seiner Führung ging die Eishalle am Gysenberg im Jahr 2012 in den Besitz des Vereins über, was die Grundlage für die langfristige Sicherung des Eishockeys in Herne bildete. Er sagte: »Wir sind ein etablierter Oberliga-Verein mit einem guten Ruf in der Szene.«

Engagement im Eishockeyverband

Schubert war nicht nur lokal aktiv, sondern auch auf Verbandsebene eine treibende Kraft. Während der Saison 2014/15 war er, zusammen mit Vereinsverantwortlichen aus Essen und Duisburg, maßgeblich an der Gründung des ersten nordrhein-westfälischen Eishockey-Verbandes (EHV) beteiligt. Nach dieser Saison startete die Eishockey-Oberliga Nord, zu deren Gründervätern Schubert ebenfalls zählte, unter dem Dach des Deutschen Eishockey-Bundes (DEB).

Bewältigung finanzieller Herausforderungen:

Als Geschäftsführer war Hans-Jürgen Schubert oft derjenige, der die finanziellen Realitäten des Vereins offen ansprach. Er wies auf die »Vollkatastrophe« der gesunkenen Zuschauerzahlen nach der Corona-Pandemie hin und betonte, dass ohne einen »Schulterschluss« aller Beteiligten – Mannschaft, Fans, Geschäftsführer und Mitarbeiter – ein halbprofessioneller Verein wie der HEV nicht bestehen könne. Er musste auch die Notwendigkeit von Preiserhöhungen bei den Tickets erklären und betonte, dass der Erhalt der Sportart in schwierigen Zeiten wichtiger sei, als alle sportlichen Ziele. Trotz der Herausforderungen blieb er optimistisch und erklärte im April 2020, dass der Verein »auf einem guten Weg« sei, das Finanzloch zu schließen.



Ein besorgter Blick über die Auswirkungen der Corona-Pandemie auf den Eishockey-Sport.

Sportliche Führung und Vision

Schubert war auch an wichtigen sportlichen Entscheidungen beteiligt, wie der Verpflichtung von etablierten prominenten Spielern und förderte, auch die Entwicklung junger Talente.



Zuversicht trotz schwerer Erkrankung

Sein Vermächtnis und Tod

Hans-Jürgen Schubert verstarb im April 2025, im Alter von 60 Jahren, nach schwerer Krankheit. Bereits etwa ein Jahr vor seinem Tod hatte er sich aus gesundheitlichen Gründen von seiner Rolle als Geschäftsführer zurückgezogen. Sein Tod löste große Trauer im HEV und im gesamten NRW-Eishockey aus. Er wurde als »echter Malocher« beschrieben, »immer direkt und geradeaus, mit Ecken und Kanten.« Rolf Meinhardt, der seit 2011 mit Schubert zusammenarbeitete, nannte ihn den »Retter des HEV« und betonte: »Ohne Jürgen hätte es kein Eishockey in Herne mehr gegeben.«

Die Trauerfeier für Jürgen Schubert fand am 22. April 2025 in Herne statt und sollte eine »bunte Veranstaltung« werden, bei der die Anwesenden gebeten wurden, Vereins- oder Motorradtrikots oder ihr Lieblingsoutfit zu tragen, anstatt traditioneller Trauerkleidung. Seine Leidenschaft für den HEV, seine Schalker und das Motorradfahren sowie sein Engagement für Obdachlosen- und Tierrettung bleiben unvergessen.



Marcus Schubert und
Björn Mutmann
(Head of Sports - HEV)



Als der Kaiser zum Verkehrshindernis wurde: Hernes verschwundene Bronze-Ikone

Vom patriotischen Stolz zum Altmetall: Kaum etwas erzählt mehr über den Wandel der Zeit, als das Schicksal von Denkmälern. In Herne stand einst ein imposantes Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. Heute erinnert fast nichts mehr daran. Eine Spurensuche.

Wer heute an der Kreuzung Schaeferstraße und Schulstraße im »dichten« Verkehr steht, ahnt kaum, dass hier einst das Herz des kaisertreuen Herne schlug. Bis in die 1930er-Jahre hinein dominierte ein monumentales Reiterstandbild die Szenerie: Kaiser Wilhelm I. (1861–1888), hoch zu Ross, in Bronze gegossen. Für die heutige Generation unvorstellbar, war dieses Denkmal einst der Fixpunkt des städtischen Stolzes.

1903: Pomp, Patriotismus und Preußens Gloria

Die Enthüllung im Jahr 1903 war mehr als nur eine Feier. Sie war eine Demonstration! Das »offizielle« Herne und Tausende Bürger waren auf den Beinen. Pomp und Pathos beherrschten den Tag. Man muss diese Begeisterung aus dem Geist der Zeit verste-

hen. Wilhelm I., mit seinem markanten Bart, oft als väterliche Figur stilisiert, war der Kaiser der Reichsgründung. Er stand für die Siege in den Kriegen gegen Dänemark (1864), im Deutschen Krieg (1866) und gegen Frankreich (1870/71). Er war die Ikone eines geeinten, aufstrebenden Deutschlands.

Die Verehrung kannte kaum Grenzen. Patriotismus und Kaisertreue galten als höchste Bürgertugenden. Zeitzeugen berichteten später, dass die Geburtstagsfeiern für seinen Enkel, Wilhelm II., selbst kirchliche Hochfeste, wie Weihnachten, in den Schatten stellten.

Die Initiative der Kaisertreuen

Ein solches Denkmal entstand nicht zufällig. Bereits in den 1890er-Jahren formierte sich in Herne eine Bewegung, die dem »alten Kaiser« huldigen wollte. Treibende Kraft war Amtmann Hermann Schaefer, ein ehemaliger preußischer Hauptmann und ein Mann von unbedingter Loyalität zur Krone.

Am 20. November 1896 kam es zur (Neu-)Gründung eines Denkmal-Vereins.

Unter Schaefers Vorsitz versammelte sich die lokale Elite. Darunter Vorsteher Cremer, Apotheker Brocke und Lehrer Kracht. Ihr Ziel war klar definiert, wie es im § 1 der Statuten hieß: »Seiner Majestät Kaiser Wilhelm dem Großen, in Herne ein Denkmal zu errichten.«

Mitglieder wurden durch monatliche Beiträge, von mindestens 25 Pfennig, oder einer Einmalzahlung von 30 Mark, gewonnen. Das Engagement war erfolgreich. Das fertige Monument ging, wie im § 10 festgelegt, feierlich »in das Eigentum und die Obhut der Stadtgemeinde Herne« über. Eine Entscheidung, die später noch für Debatten sorgen sollte.

Die Zäsur: Vom Helden zum Hindernis

Wie sich die Zeiten ändern. Nach dem Ende der Monarchie 1918 verblasste der Glanz der Hohenzollern rapide. Aus dem Symbol nationaler Größe wurde in der pragmatischen Weimarer Republik ein etwas anderes Problem.

Um 1930 entbrannten im Herner Stadtparlament hitzige Diskussionen. Das imposante Denkmal stand dem wachsenden Verkehr buchstäblich im Weg. Es war zum Verkehrshindernis geworden. Die Debatte drehte sich weniger um Ideologie, als vielmehr um die Kosten der Beseitigung. Kurioser Höhepunkt: Eine linksgerichtete Partei bot an, den Kaiser kostenlos zu demontieren, indem sie ihre eigenen Organisationen dafür einsetzen wollte.

Andere Bürger schlugen eine Versetzung auf den damaligen Neumarkt vor. Nicht aus monarchistischer Nostalgie, sondern aus Respekt vor der Geschichte. Wilhelm I. blieb, bei aller Kritik, eine Schlüsselfigur der deutschen Einigung. Doch die Geschichte nahm einen anderen Lauf.

Das Ende im Schmelzofen

Das Schicksal des Bronze-Kaisers wurde nicht durch politische Debatten besiegt, sondern durch den Rohstoffhunger des Zweiten Weltkriegs. Als Buntmetalle für die Rüstungsindustrie knapp wurden, fiel das Denkmal der sogenannten »Metallspende«. Pferd und Reiter, überlebensgroß und aus wertvoller Bronze, wurden demontiert und eingeschmolzen.

Die vergessene Inschrift im Sockel

Nachdem Ross und Reiter vernichtet waren, so sagen es Zeitzeugen, konnte man am verbliebenen Sockel an einer langen Seite eine Kreideinschrift mit ungefähr diesem Wortlaut lesen:

**»Einstmals saß hier auf seinen Pferd,
Kaiser Wilhelm hoch geehrt.
Doch seit kurzem ist er weg
und erfüllt einen anderen Zweck.«**

Das Echo der Geschichte im Stadtbild

Das Verschwinden des Kaiserdenkmals steht symbolisch für den Umgang einer Stadt mit ihrer Vergangenheit. Denkmäler sind mehr als nur Metall und Stein, sie sind steingewordene Zeitgeschichte. Sie erinnern daran, dass gesellschaftliche Werte und politische Systeme nicht statisch sind.

Doch das Vergessen schreitet schnell voran. Wer weiß heute noch von anderen Monumenten, die aus dem Herner Stadtbild getilgt wurden? Vom Denkmal am Steinweg (heute »An der Kreuzkirche«) neben der Kreuzkirche existieren offenbar nicht mehr viele Fotos.

In Sodingen erinnert nur noch ein Name an ein weiteres verschwundenes Monument: Der ehemalige »Platz am Denkmal«. Der Name wirkt heute sinnlos und ist wohl auch deshalb verschwunden. Er ist das letzte Echo einer Zeit, in der man Geschichte in Bronze goss – bevor neue Epochen sie wieder einschmolzen. Das Kaiserdenkmal von Herne mag verschwunden sein, doch seine Geschichte bleibt eine Mahnung, wie schnell sich der Blick auf die Vergangenheit wandelt.



Thorsten Schmidt

Das Glück in kleinen Dingen



Hochzeitsbild von Gisela und Werner.

Es war ein grauer Herbsttag im Jahre 1950, als Ella Schröder wie jeden Morgen früh aufstand, um den Ofen anzuzünden. Draußen zog der Nebel durch die engen Straßen von Herne, verhüllte die Zechentürme und legte sich wie ein Schleier über die vom Krieg gezeichnete Stadt. In der kleinen Küche ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung in der Bahnhofstraße, summte sie leise vor sich hin, während sie den Kaffeeersatz aufbrühte.

»Heinrich, steh auf! Die Frühschicht wartet nicht«, rief sie in Richtung Schlafzimmer, wo ihr Mann noch im Halbschlaf lag. Fünfzehn Jahre Ehe hatten sie hinter sich. Davon sechs in Gefangenschaft und Ungewissheit. Nun war er wieder da, ihr Heinrich, zwar mit weniger Fleisch auf den Rippen und mehr Falten im Gesicht, aber er war da.

Die Tür zum zweiten Zimmer öffnete sich, und Ellas Tochter Gisela lugte herein. »Ist schon Kaffee da, Mutter?« In ihrem Arm hielt sie den kleinen Franz, ihr sechs Monate altes Kind. Hinter ihr erschien ihr Mann Werner, der Schwiegersohn, den Ella ins Herz geschlossen hatte, seit er das erste Mal verlegen an ihrer Tür stand.

»Setz dich, Junge«, sagte Ella und schob ihm eine Scheibe Brot zu. »Der Werksleiter wird nicht verhungern, wenn du fünf Minuten später kommst.«

Werner lächelte dankbar. Seine eigenen Eltern hatten die Verbindung mit Gisela nie gebilligt. »Die Tochter eines Bergmanns«, hatte seine Mutter geschnaubt, »und dann noch ohne Aussteuer!« Aber Ella hatte von Anfang an verstanden, dass es Wichtigeres gab als Leinentücher und Silberbesteck.

Die Jahre vergingen. 1952 fand Heinrich Arbeit bei der Zeche »Friedrich der Große«. Es war harte Arbeit unter Tage, aber sie brachte Brot auf den Tisch und Kohle in den Keller. Ella strickte Socken für alle, flickte Hemden und machte aus alten Wehrmachtsuniformen Kinderhosen für den kleinen Franz.

»Sparsamkeit ist keine Schande«, pflegte sie zu sagen, wenn Gisela sich nach den neuen Kleidern sehnte, die langsam in den Schaufenstern der Stadt auftauchten. »Aber ein bisschen Träumen schadet auch nicht.«

An einem Sonntag im Sommer 1955 saßen sie alle im Stadtgarten. Ella hatte Kartoffelsalat und kalte Frikadellen eingepackt. Der kleine Franz, inzwischen ein aufgeweckter Fünfjähriger, jagte den Tauben nach.

»Die Firma expandiert«, sagte Werner vorsichtig. Er arbeitete inzwischen als Vorarbeiter bei Flottmann. »Der Chef hat angedeutet, dass ich aufsteigen könnte.«

»Dann wird's Zeit für eine eigene Wohnung«, sagte Heinrich zwischen zwei Bissen.

Ella spürte einen Stich. Natürlich war es das Natürlichste der Welt, dass die junge Familie irgendwann ausziehen würde. Trotzdem ...

»Aber nicht zu weit weg«, fügte sie hinzu. »Wer soll sonst auf den Jungen aufpassen, wenn ihr beide arbeitet?«

Gisela drückte ihre Hand. »Du weißt doch, Mutter, ohne dich geht gar nichts.«

Die Zeiten änderten sich. 1957 hielt der erste Fernseher Einzug in ihr Leben. Ein kleines Wunderwerk, vor dem sie abends gemeinsam saßen und staunten. Die Straßen wurden breiter, die ersten Autos parkten vor den Häusern, und in den Geschäften gab es plötzlich Süßfrüchte und Schokolade, ohne Lebensmittelmarken.

Heinrich hustete immer öfter. Der Kohlenstaub hatte sich in seine Lungen gefressen. An manchen Tagen konnte er kaum die Treppe hinaufsteigen. Ella machte ihm Wickel und braute Tees, die sie von ihrer eigenen Mutter gelernt hatte.

»Du musst zum Arzt«, bestand sie eines Abends.

»Ach was, das geht vorbei«, brummte er, aber sein Gesicht verriet Sorge.

Werner war es, der einen Termin beim Werksarzt organisierte und Heinrich dorthin begleitete. »Er ist wie ein Vater für mich«, hatte er zu Ella gesagt. »Mein eigener hat nie mehr als zwei Worte mit mir gewechselt.«

Die Diagnose war ernst, aber nicht hoffnungslos. Heinrich musste über Tage arbeiten, bekam leichtere Aufgaben im Magazin. Sein Lohn sank, aber Ella fand Arbeit als Putzfrau im neuen Kaufhaus in der Stadt.

1959 zogen Gisela und Werner tatsächlich in eine eigene Wohnung, drei Straßen weiter. Der kleine Franz blieb oft bei Ella, wenn seine Eltern arbeiteten. Sie brachte ihm bei, wie man Knöpfe annäht und Kartoffeln schält.

»Oma, warum sammelst du die Butterpapiere?«, fragte er eines Tages.

»Weil man nie weiß, wofür man sie noch brauchen kann«, antwortete sie. »Als du noch nicht geboren warst, hatten wir fast nichts. Da lernt man, alles zu verwerten.«

»Aber jetzt haben wir doch alles«, sagte Franz unschuldig.

Ella lächelte und strich ihm über den Kopf. »Ja, mein Junge. Jetzt haben wir fast alles. Und weißt du was? Das Wichtigste hatten wir auch damals schon: Einander.«

An Weihnachten 1960 saßen sie wieder alle zusammen in der kleinen Wohnung in der Bahnhofstraße. Draußen glitzerte Schnee auf den Dächern von Herne. Die Stadt hatte sich verändert, war heller geworden, geschäftiger. Heinrich hustete noch immer, aber sein Gesicht hatte Farbe. Werner hatte tatsächlich seine Beförderung bekommen, und Gisela erwartete ihr zweites Kind.

Als alle gegangen waren und Heinrich bereits schlief, stand Ella am Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Sie dachte an die harten Jahre



Heinrich und Ella in der »Guten Stube«

nach dem Krieg, an die Tage, an denen ein Stück Speck ein Festmahl bedeutete, an die durchgewachten Nächte, wenn Heinrich Albträume von der Front hatte.

Jetzt glänzten elektrische Lichter in den Fenstern, und in der Ferne hörte man das Rauschen der Autos auf der neuen Umgehungsstraße. Das »Wirtschaftswunder«, von dem alle sprachen, war auch in Herne angekommen.

Ella zog den Vorhang zu und lächelte in sich hinein. Wunder hin oder her – das wahre Glück lag für sie nicht in den vollen Schaufenstern oder den technischen Errungenschaften. Es lag in den kleinen Dingen: in Heinrichs Hand auf ihrer Schulter, in Giselas Lachen, in Werners dankbarem Blick und in den neugierigen Augen des kleinen Franz.

Und genau dafür hatte sie all die Jahre gekämpft – nicht für Wohlstand, sondern für die Gewissheit, dass ihre Familie, ihr kleines Universum in dieser großen, manchmal kalten Welt, einen sicheren Hafen hatte. Bei ihr, bei Oma Ella.



Lukas Berger

Frühe Fotografie bei Luise und Franz Ninka

Balgenkamera Kodak Junior 620. Gebaut wurde der Fotoapparat von 1937 bis 1939.



Frühe Aufnahmen mit Verwandten aus dem Marienpark, Stadtgarten oder Sommerbad an der Bergstraße, weisen darauf hin, dass mit der Kamera sehr viel fotografiert wurde. Die Konstruktion war einfach, es mussten aber beim Gebrauch einige Dinge beachtet werden. Es gab keinen Entfernungsmesser. Blende und Verschlusszeit mussten mit den Fingerspitzen eingestellt werden. Beim Einlegen des Filmmaterials war unbedingt darauf zu achten, dass eine starke externe Lichtquelle vom Gerät fernblieb. Aufmerksam musste der Fotograf sein. Denn vergaß er die Filmsspule gleich zur nächsten Aufnahme weiterzudrehen, kam es auf der Aufnahme zur Doppelbelichtung.



Weihnachten 1941

Abenteuerlich war es auch bei Innenaufnahmen; so in unserem Wohnzimmer in der Bahnhofstraße 16. Das Kodak-Gerät hatte keinen elektrischen Blitzlichtanschluss. Ausreichend Licht bekam der Film durch das Blitzpulver-Beutelchen, deren Anbieter die bekannten Fotolieferanten, Kodak, Agfa oder Adox waren. Zuerst musste ein Standplatz für die Kamera besorgt werden, in der Regel war es der Durchgang von der Küche zum Wohnzimmer. Ein Stuhl und eine Fußbank wurden übereinandergestellt, denn ein Fotostativ gab es nicht. Das Blitzlicht wurde dann mit einer Heftzwecke unter der Türzarge befestigt. Als nächstes wurden alle

Lichtquellen ausgeschaltet, die Kamera mit einem Drahtauslöser auf Zeitaufnahme gestellt und es durfte sich niemand bewegen. Der »Operator« war dann für die Zündschnur zuständig. Wollte er mit aufs Bild kommen war Schnelligkeit notwendig, denn die Lunte erreichte in wenigen Sekunden das Blitzpulver.

- PENG -

Und wie vorher erklärt, sollte er mit dem »Filmschlüssel« den Film zur nächsten Aufnahme weiterdrehen.

Die »Schmauchspuren« an der Türzarge waren noch lange sichtbar, da nicht immer weiße Lackfarbe im Haus war. Anfang der 1950er kam es zu einem Umbruch bei der Rollfilmproduktion. Statt der Ganz-Metall-Spule wickelten sie das Filmmaterial auf eine Holz-Kernspule. Die war wiederum so kompakt, dass sie für die Kodak-Kamera zu groß war. Dann kam der »Wechselsack« zum Einsatz. Der Händler musste »blind« den Film auf die Metallspule drehen.



Silvesterfeier 1949

Die Kamera war bei uns bis zu den neuen Kamera- und Filmgenerationen im Gebrauch. Die 9-er Rollfilme wurden durch verschiedene Kleinbildformate abgelöst. Zuerst mit der Einlochperforation für den Filmtransport, dann setzte sich aber das heute noch verwendete und vom Kinofilm übernommene 35-mm-Format durch.



Wolfram Ninka



Hiermit beantrage ich / beantragen wir die Aufnahme in den
Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.

Name:	Vorname:
Straße/Hausnummer:	PLZ / Ort:
Telefon:	E-Mail

Grundlage der Mitgliedschaft ist die Satzung des Vereins in der jeweils letzten von der Mitgliederversammlung beschlossenen Fassung. Die Satzung kann auf <https://hv-her-wan.de> und in der Geschäftsstelle eingesehen werden.

Den jährlich fälligen Beitrag zahle ich:

- per SEPA-Lastschriftmandat (siehe Rückseite)
- per Überweisung
- Ich/wir möchte(n) meinen/unseren Jahresbeitrag um _____ Euro erhöhen.
- Ich / wir willige/n ein, dass mich / uns der Historische Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. per E-Mail über alle Belange des Vereins informiert. Meine / Unsere Daten werden ausschließlich zu diesem Zweck genutzt. Eine Weitergabe an Dritte erfolgt nicht. Ich kann / wir können die Einwilligung jederzeit per E-Mail an info@hv-her-wan.de, per Brief an die Geschäftsstelle, oder durch Nutzung des in den E-Mails enthaltenen Abmeldelink widerrufen.

Ort, Datum

Unterschrift



Satzung: <https://hv-her-wan.de/kwt7>



Datenschutzzsatzung: <https://hv-her-wan.de/kwa7>



Mitgliedsbeitrag: <https://hv-her-wan.de/kwr7>

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



In diesen vorweihnachtlichen Tagen wünschen wir unseren Leserinnen und Lesern eine besinnliche Advents- und Weihnachtszeit.







Zahlungsempfänger

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.
Schillerstraße 18 – 44623 Herne
Fon: (02323) - 1 89 81 87 Fax: (02323) 1 89 31 45

Gläubiger-Identifikationsnummer:
DE38ZZZ00001792815

Mandatsreferenz: _____ (wird vom Verein ausgefüllt)

Ich ermächtige den Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e.V., Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V. auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen.

Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen. Wenn das Konto nicht die erforderliche Deckung aufweist, besteht seitens des kontoführenden Geldinstituts keine Verpflichtung zur Einlösung. Bei Nichteinlösung gehen die entstehenden Gebühren zu meinen Lasten.

Vor- und Nachname KontoinhaberIn

Straße und Hausnummer

PLZ und Wohnort

Kreditinstitut (Name und IBAN)

DE ____ | ____ | ____ | ____ | ____ | ____

Ort, Datum

Unterschrift

Historischer Verein Herne / Wanne-Eickel e.V.- Schillerstraße 18 – 44623 Herne

Herner Sparkasse: IBAN: DE10 4325 0030 0003 3202 64 BIC: WELADED1HRN



Berkeler Geschichten

Weihnachten 1945

Einen Tannenbaum gab es nicht. Unser Vater war aber ein Erfinder. Er besorgte sich einen dicken Ast, der schön gerade gewachsen war. Rundum bohrte er Löcher hinein.

Dann ging es zum Gärtner, um Tannenabfall zu bekommen. Von Kränzen und Gebinden fiel immer etwas ab. Diese Tannenstücke wurden spitz angeschnitten und in die Löcher des Astes gesteckt.

Schön geschmückt war er nicht von einem richtigen Tannenbaum zu unterscheiden.

Kugeln und Zapfen waren ja genug da.

Diese wurden von Jahr zu Jahr aufbewahrt.

Kleine Geschenke gab es auch. Für unseren Puppenwagen hatte unsere Mutter neue Kissen genäht.

Der Wagen war aus Sperrholz und die Eltern hatten ihn in einer anderen Farbe angestrichen.

So glaubten wir, wir hätten einen neuen Puppenwagen bekommen.

Ein Knusperhäuschen wurde selbst gebastelt und mit Plätzchen und Süßen mit Puderzucker angeklebt.

Wir waren zwei Mädchen und meistens bekamen wir am Weihnachtstag neue Pullover.

An diesen hatte unsere Mutter schon das ganze Jahr gearbeitet. Sie hatte ja als Bäuerin sehr wenig Zeit. Der Krieg war endlich zu Ende und das war für alle Menschen das schönste Weihnachtsgeschenk.

In Herne gab es auch ein Waisenhaus. Meine Schwester und ich bekamen zu Weihnachten je zwei süße Teller geschenkt.

Einen süßen Teller bekamen wir von zuhause, einen anderen von Oma und Opa.

Am zweiten Weihnachtstag musste wir Kinder mit meinem Vater in dieses Waisenhaus. Hier mussten wir unsere zweiten süßen Teller abgeben.

So haben wir schon früh gelernt, zu teilen.



Gerdi Kernbach-Tinnemann



Weihnachtsfeier der Familie des Orgelbaumeisters Anton Döhre in Steinheim (Kreis Höxter) im Jahr 1912. Auf dem Tisch ganz links im Bild ist die Weinflasche mit den Gläsern zu sehen; das Trinken von Wein zum weihnachtlichen Festmahl war nur in wohlhabenden städtischen Familien üblich, die weihnachtliche Hausmusik ist ebenfalls typisch für diese Gesellschaftsschicht.

Weihnachten vor über 100 Jahren

Schweinebacke und Grünkohl: Das weihnachtliche Festmahl sah vor über 100 Jahren in Westfalen noch ganz anders aus

Die Frage: »Was sollen wir Weihnachten kochen?« beantwortet in vielen Familien die Tradition: Fondue, Raclette, Weihnachtskarpfen und Weihnachtsgans gelten dabei als Klassiker auf der weihnachtlichen Festtafel. Doch das ist noch gar nicht lange so. »Bis ins 19. Jahrhundert hat man in katholischen Gegenden in der Adventszeit bis einschließlich Heilig Abend gefastet. Weihnachten gab es dann nicht selten schon zum Frühstück eine Schlachteplatte. Auch zu Mittag wurde richtig aufgefahren. Dabei standen allerdings Würste, Braten, Schweinebacke oder ein halber Kopf im Mittelpunkt. Dazu gab es Grünkohl und Kartoffeln und als Nachtisch Milchreis mit Zimt und Zucker.«, beschreibt Christiane Cantauw, Volkskundlerin beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL), wie sich in den vergangenen über 100 Jahren die weihnachtlichen Essgewohnheiten verändert haben.

Um 1900 beschränkte sich das Weihnachtsfest noch auf den 25. und 26. Dezember, der 24. Dezember wurde noch nicht als Feiertag begangen sondern galt als reiner Werktag. Er wurde in erster Linie zur Vorbereitung auf das Fest genutzt. Ordnung und Sauberkeit in Haus und Hof, aber auch vorbereitende Arbeiten für das Festessen am 25. Dezember standen am Vorabend des Weihnachtsfestes auf der Tagesordnung. In den frühen Morgenstunden (zwischen 3 und 6 Uhr morgens) besuchte man die Ucht, wie die Christmette in Westfalen vielfach bezeichnet wurde. Man ging ohne vorher gegessen zu haben in die Kirche und trug ein Licht bei sich. Nach dem Kirchenbesuch wurde erst einmal ausgiebig gefrühstückt. Mettwurst, Schinken und weißes Brot gehörten zu einem solchen Frühstück auf jeden Fall dazu, so Cantauw. Nach dem Frühstück besuchte die Familie das Hochamt.

Das weihnachtliche Festessen war für die Zeit nach dem Besuch des Hochamtes am 25. Dezember vorgesehen. »Dabei bemühten sich die Menschen sowohl auf dem Land wie auch in den Städten, zu Weihnachten sehr, üppige, mehr-

gängige Mahlzeiten auf den Tisch zu bringen.«, berichtet Cantauw.

Für die bäuerliche Bevölkerung war es kein Problem, das weihnachtliche Festessen zusammenzustellen. Die meisten Lebensmittel, die benötigt wurden, produzierte man selbst. Da in vielen Bauernfamilien kurz vor Weihnachten geschlachtet worden war, gab es zu Weihnachten häufig Rind- oder Schweinefleisch als Halben Kopf, Schweinebacke, Würste oder Braten. Vorab aß man häufig eine klare Suppe und hinterher Grießpudding oder den sogenannten »dicken Reis«, also Milchreis mit Zimt und Zucker.



Spekulatiusmodell aus Burgsteinfurt.

Auch jahreszeitliches Gemüse wurde gern zu Weihnachten gegessen. Besonders beliebt war dabei der Grünkohl. Er wurde mit viel Mettwurst gekocht, aber nicht als Eintopf, sondern als Gemüse, bei dem die Kartoffeln separat zubereitet wurden. Die auch heute noch sehr beliebte Weihnachtsgans konnte man der eigenen Zucht entnehmen wie ein Gewährsmann der Volkskundlichen Kommission aus Bochum-Laer betont: »Es gab einen besonderen Braten - meist ein ausgesuchtes Stück vom selbstgeschlachteten Schwein. Manchmal auch ein Huhn oder eine Gans ebenfalls aus eigener Zucht«. Geflügel wie Pute bürgerte sich wohl erst nach dem ersten Weltkrieg ein. Wildgerichte wie zum Beispiel »Hasenpfeffer« waren dahingegen eine Speise, deren Ursprünge eher im städtisch-bürgerlichen Umfeld zu suchen sind.

Von der Übernahme städtischer Nahrungsgewohnheiten auch auf dem Land zeugen fol-

gende Menützusammenstellungen aus dem Kreis Cloppenburg: »Bouillon, Rindfleischplatte mit Gurken und Meerrettigsauce, Grünkohl mit Salzkartoffeln und gekochtem Schinken, Gans oder gefüllte Schweinerippe mit Compott, Weihnachtstorte, Weine nach Belieben«. »Hier scheint die herkömmliche Speisefolge lediglich um einige Neuerungen wie Torte und der Wein erweitert worden zu sein. Denn auf dem Land wurden bis in die 1950er Jahre hinein selbst zu Hochzeiten keine Torten gebacken«, erklärt Cantauw. Weil meist viele Personen zum Haushalt gehörten, waren Korinthenstuten, Beschüte, Zwieback oder später auch die »Platenküchen« genannten Blechkuchen passender. Wein zum Essen zu trinken war nur bei wohlhabenderen Familien in den Städten üblich. Alkohol trank man in Westfalen bis ins 20. Jahrhundert meist nur als Bier und vor allem als Schnaps.



Ein Kind aus Recklinghausen beim "Plündern" des Weihnachtsbaumes in den 1920er Jahren.

Süßes wie Kuchen oder Gebäck gab es ohnehin nur ganz selten, denn backen galt als Luxus. Deshalb war der »süße« Schmuck des Weihnachtsbaumes, der aus Spekulatius und Zuckerringeln bestand, eine besondere Attraktion für die Kinder.



Mettenschicht: Die letzte Schicht vor Weihnachten

Wenn du den Begriff Mettenschicht hörst, denkst du vielleicht zuerst an ein großes Buffet mit Mettbrötchen. Aber lass dich nicht täuschen! Es hat nichts mit leckeren Brötchen zu tun, sondern ist ein richtig cooles Stück Geschichte aus dem Bergbau. Es ist die allerletzte Schicht, die die Bergleute, die sogenannten Kumpel, vor den Weihnachtsfeiertagen hatten. Ein echtes Feier-Ritual, das Tradition und Vorfreude verband.

Ein Fest unter Tage

Die Mettenschicht war eine Schicht der Gemeinschaft. Nach getaner Arbeit im Bergwerk wurde die Schicht vorzeitig beendet. Statt weiter zu malochen, haben sich alle in der Umkleidekabine oder in einer großen Halle getroffen. Es war ein Moment der Dankbarkeit und des Gedankens.

Dankbarkeit und Hoffnung: In einer kurzen Zeremonie wurde Gott dafür gedankt, dass alle Kumpel wohlbehalten wieder nach oben gekommen sind. Man hat auch an diejenigen gedacht, die bei der harten Arbeit ihr Leben verloren haben. Das war der wichtigste Teil des Rituals.

Gemeinsames Singen: Traditionelle Bergbau-Lieder wie das Steigerlied wurden zusammen gesungen. Diese Lieder drückten die Solidarität und die enge Freundschaft der Bergleute aus.

Einfaches Festmahl: Zum Abschluss gab es eine gemeinsame Mahlzeit. Oft einfache, aber leckere Gerichte, wie Bratwurst mit Kartoffelsa-

lat oder Sauerkraut. Dazu gab es Bier oder einen Schnaps.

Mehr als nur ein Begriff

Die Mettenschicht war das Herz der Bergbau-Weihnacht. Sie symbolisierte den Übergang von der anstrengenden und gefährlichen Arbeit unter Tage zur wohlverdienten Ruhe im Kreis der Familie. Auch wenn die Zechen heute geschlossen sind, wird die Tradition von vielen Vereinen weiter gepflegt.

Der Begriff hat sich im Sprachgebrauch des Ruhrgebiets gehalten und steht noch immer für das Ende einer anstrengenden Zeit vor den Feiertagen. Es ist eine Erinnerung an eine Ära, in der das Leben und die Arbeit eng miteinander verknüpft waren und die Gemeinschaft alles bedeutete. Die Mettenschicht ist ein lebendiges Stück Geschichte und ein Zeichen dafür, wie wichtig Traditionen für die Menschen in dieser Region sind.



Emma Schubert

Mitglieder stellen sich vor

Name: Klaus Schlumm

Ich heiße Klaus Schlumm und bin jetzt 78 Jahre alt. Geboren und aufgewachsen bin ich in Herne-Börnig. Danach habe ich Herne-Süd lieben gelernt, wo ich noch heute wohne. Aber Börnig bleibt immer in meinem Herzen. Ich bin verheiratet und habe einen Sohn. Gelernt habe ich den Beruf des Buchdruckers; später habe ich sogar noch den Meisterbrief gemacht. In diesen Beruf habe ich bis zur Rente gearbeitet.



Hobbies:

Meine Leidenschaft, neben der Lokalgeschichte, ist der Schrebergarten. Dort ist mein Ort der Ruhe und des Friedens. Hier kam ich nach stressigen Phasen im Beruf immer zur Ruhe und habe die Entspannung gefunden. Noch heute betrachte ich den Schrebergarten als meinen Ruhepol.

Welche Funktion hast du im Verein?

Ich helfe wo ich kann, bin aber fester Bestandteil der Archivgruppe vom Verein. Die Archivarbeit macht mir Spaß und es fördert den Zusammenhalt der Gruppe.

Seit wann bist du im Verein?

Gerd E. Schug hatte mich 2021 geworben, Mitglied zu werden. Darüber freue ich mich noch heute.

Warum bist du Mitglied geworden?

Durch Gerd E. Schug wurde ich auf den Verein aufmerksam. Da mich Lokalgeschichte sowieso sehr interessiert, lag es nah, auch direkt Mitglied zu werden.

Was interessiert dich am meisten im Historischen Verein Herne / Wanne-Eickel e. V.?

Die Vereinstreffen gefallen mir, wegen den persönlichen Austausches, besonders gut. Aber auch die Archivarbeit, wo wir uns regelmäßig mit ein paar Leuten treffen und die sehr aufwendige Arbeit im Archiv erledigen. Wenn es mir die Zeit erlaubt, möchte ich mich auch noch an die Familiengeschichte wagen und tiefer recherchieren.

Der Hof Feldkühler in Sodingen



Auf dem Bild sieht man den Hof Feldkühler, Am Kricken 32, heute Liebigstraße 43. Leider ist das Bild nicht datiert und es sind auch keine Angaben vorhanden, wer dieses Bild gemalt hat. Im Vordergrund sieht man einen Teich der, so unsere Mutter, immer der »Bomben-Trichter« genannt wurde. Direkt am Haus angebaut ist der Schweinestall. Dort befand sich auch das Plumpsklo. Zu dem kleinen direkt daneben angebautem Anbau, kann unsere Mutter keine Angaben machen. In der unteren Etage befanden sich die Küche und Wohnstube. In der oberen Etage die Schlafräume. Am Gebäude befand sich auch ein großer Garten mit Gemüsegarten und jede Menge Obstbäume, der hier auf dem Bild relativ klein dargestellt ist. Er war in Wirklichkeit damals viel größer.

Wir Redakteure des Historischen Vereins bekommen ab und an interessante Fragen und Hinweise zur Geschichte unserer Region. Einer dieser Fragen brachte über den ehemaligen Hof Feldkühler in Sodingen Licht ins Dunkel.

Der ehemalige Hof oder Kotten Feldkühler lag als Einzelgehöft am Knick der heutigen Liebigstraße, zur Straße »In den Holzwiesen«. In den Hypothekenbüchern der Gerichte Strünkede, Castrop-Ant und -Neu ist er nicht verzeichnet.

Frühe Erwähnungen

1728 wird im Archiv der Herren von Romberg zu Brünninghausen ein Selbstmord einer Molkenmagd, Anna Christina Feldkühler, genannt. Dies ist die früheste bekannte Erwähnung des Namens.

Der Name Feldkühler ist in unserer Region einzigartig. Er könnte von Feldköhler, einem Köhler im Feld, herrühren. Die Waldreiche Gegend würde das Erzeugen von Holzkohle befördern. Die Lage am Rande des Gysenberg, der Nähe eines Quellgebietes und weit genug entfernt von anderen Häusern wäre ideal für die Kohlemeiler. 1775 heiratet in Herne der 43jährige

Witwer Georg Feld-Kühler aus Sodingen Anna Margaretha Fleige. 1788 die Maria Elisabeth Feld-Kühler den Christoph Schulte in Herne. Auch ihr Vater wurde als Johann Heinrich Feld-Kühler angegeben. Hierdurch ist ersichtlich, dass der Familienname eben aus zwei Bestandteile Feld und Kühler besteht.

Der letzte bekannte Aufsitzer des Hofes war der Leinweber Johann Heinrich Feld-Kühler. Er überließ den Kotten seiner Erbtochter Elisabeth Maria Christine (1753–1834), die 1782 den aus Holsterhausen stammenden Conrad Beisemann (1763–1837) heiratete. Von diesem Zeitpunkt an trug die Familie die Bezeichnung Beisemann genannt Feldkühler oder nur Feldkühler.

19. Jahrhundert

In der Grundsteuerregisterrolle Sodingen, von 1810, wird Conrad Beisemann genannt Feldkühler, unter der Nummer 6 geführt. Seine Steuerlast betrug 3 Taler und 2 Pfennig.

1822 hatte Feldkühler in Sodingen Naturalabgaben an den evangelischen Schullehrer Brabänder in Castrop zu entrichten; $\frac{1}{4}$ Maltersaat Roggen sowie eine Wurst.

Die Einwohnerliste von 1849 verzeichnet im Haus Nr. 12:

1. Feldkübler Henrich • Weber • 61
2. Föste Eliesab. • Ehefrau des at 1 • 49 • E.
3. Feldkübler Henrich • Sohn d. at 1 • 27 • E.
4. Fiena • Tochter des at 1 • 15 • E.

Das Ehepaar hatte insgesamt sieben Kinder.

Im Oktober 1887 schlossen Heinrich Wilhelm Beisemann genannt Feldkübler (1821–1877) und Johanna Dorothee Zentgraf (1841–1899) vor ihrer Ehe jede Gütergemeinschaft aus. Nach dem Tod ihres Mannes heiratete Johanna Dorothee zweimal erneut (1881 Julius Schnieder, 1887 Johann Adam Beck).

20. Jahrhundert



Links oben Anneliese Stichnoth (da wohl noch verheiratete Hengst wohnhaft Gütersloh). Neben ihr Kurt Duckhorn neben ihm Luise Stichnoth. Untere Reihe Ursel und Johanne(a?) Dorothea Brünger gen. Feldkübler. Die Pumpe, die man rechts im Bild sieht, steht heute immer noch da!

Für das 20. Jahrhundert liegen aus Familienbesitz (Familien Schmidt und Müller) Fotografien und Erinnerungen vor. Sie zeigen unter anderem das Hofgebäude mit angebautem Schweinestall, das im Familiengedächtnis durch den angrenzenden Teich – den sogenannten



Auf dem Bild sieht man im Hintergrund etwas von dem Hof Feldkübler. Welche Hausseite es ist, daran konnte sich unsere Mutter nicht erinnern. Auf dem Motorrad sitzen: Am Lenker, unsere Mutter Ursel, hinter ihr, ihre Oma Luise. Im Beiwagen Ursels Mutter Anneliese und das kleine Mädchen, ist die Cousine unserer Mutter (Tochter von Irmgard).

»Bomben-Trichter« – markant blieb. Dieses »Gewässer« zwischen Liebigstraße/Auf dem Kricken/Wilhelm-Busch-Straße bildete sich wohl aufgrund einer kleinen Bergsenkung und der Lage im Quellgebiet des Sodinger Baches. Die Bilder sind dadurch schon dokumentarisch einzigartig.

Weitere Bilder dokumentieren die Familienmitglieder, darunter Ursel Hengst/Duckhorn, ihre Mutter Anneliese, die Großmutter Luise sowie zahlreiche Verwandte aus den Linien Brüniger, Stichnoth, Erfurth und Zentgraf.

Von besonderem Interesse ist der Hinweis, dass die alte Hofpumpe, die auf einem Foto von 1925 erkennbar ist, bis heute am Standort erhalten geblieben ist.

Das Hofgebäude wurde letztendlich verkauft, um einem Neubau zu weichen.

Fazit

Der Hof Feldkübler stellt ein Beispiel für die zahlreichen kleineren Gehöfte in Sodingen dar, die im Laufe der Zeit verschwanden. Überlieferungen aus Archivalien und privaten Familienunterlagen ermöglichen dennoch, einen Überblick über die Besitz- und Familiengeschichte, vom 18. bis ins 20. Jahrhundert.



Andreas Janik



Klasse UIIIb.

Herner Geschichten

Mein Vater war ein reiselustiger Mensch. Er hatte von Anfang an versucht, die in alle Winde verstreute, noch lebende Verwandtschaft und Bekanntschaft ausfindig zu machen, ist aber auch immer gern mit der Familie an Orte in der Umgebung gefahren, um sie dann in seinem Unterricht zu besprechen. In den Sommerferien waren die Fahrten länger. Wir fuhren mit unserem ersten Auto mehr oder weniger ins Blaue und es kam schon mal vor, dass wir darin übernachten mussten, weil wir keine Pension gefunden hatten. Im Allgäu gab es im August einen unglaublich schönen Sternenhimmel mit Sternschnuppen. Das gab es im Kohlenpott damals nicht. Ich konnte gar nicht so schnell wünschen wie die Schnuppen fielen. Was war das nur? Bessere Noten im Gymnasium?

Jedenfalls haben sich solche Wünsche nicht erfüllt. Verwöhnt von den guten Beurteilungen der ersten vier Schuljahre, verlor ich bald den Mut. Ich musste zuvor nie großartig lernen. Wenn ich etwas verstanden hatte, blieb es auch haften. Jetzt musste ich mich plötzlich mit Fächern auseinandersetzen, für die man tatsächlich büffeln musste. Ich war viel zu langsam und verträumt, wie manche LehrerInnen fanden. Besonders auch die für Französisch, die ausgerechnet

Frau Dr. Pießt hieß. Mit P wie Paula. Man kann sich denken, welchen Spitznamen die Arme bekam. Die Vokabeln mussten wie aus der Pistole geschossen kommen, wenn sie danach fragte. Diejenigen, die besonders schnell antworten konnten, durften dann vorne sitzen. So kam es manchmal zu einem Gerenne in der Klasse, das mich total überforderte.

Der Englisch-Unterricht hatte mich damals wohl nicht sehr beeindruckt, weil ich diesbezüglich nur Erinnerungen an die Oberstufe habe. Wir schwärmt ja für Amerika, also hatten wir nicht so viel daran auszusetzen.

Wir wurden langsam Teenagerinnen, Backfische, wie man damals sagte. Nur Mädchen. Keine Ko-Edukation. Das Lehrerkollegium bestand vorwiegend aus weiblichen Menschen, die zum Teil noch die NS-Erziehung wiederspiegeln. Frau Dr. Klebe unterrichtete Sport und Mathematik, das heißt sie erschien bei Mathe auch hin und wieder in ihrem Sportanzug. Eigentlich waren Hosen, zumindest für uns Schülerinnen, tabu. Auch im Winter.

Der Unterricht bei ihr war sehr zackig. Und ich viel zu behäbig. Dabei hatte ich mich

so bemüht, sportlich zu sein. Meine Freundin veranlasste mich sogar, dem Herner Turnverein beizutreten. Aber schon bei der ersten Rolle rückwärts zog ich mir einen Bluterguss im Rücken zu. Man rätselte, wie ungeschickt wohl ein Mädchen sein konnte, um so etwas Zustande zu bringen. Trotzdem wollte ich unbedingt auch schnell laufen können. Ich trug also tapfer die schwarze Turnkleidung und versuchte im Sportunterricht auf dem Schulhof schnell zu laufen. Ich war wohl die letzte in unserer Riege und Frau Dr. Klebe versuchte, die Langsamens anzufeuern und rief uns hinterher: Du da, mit dem H auf der Brust, bleib nicht zurück! Streng dich mal an!

Ich bezog das zuerst nicht auf mich. Mit dem Haar auf der Brust? Wer konnte denn damit gemeint sein? Ich war schon aus der Puste und blieb stehen: Ja, dich meine ich. Du machst dem Turnverein aber keine Ehre.

Zing! Das saß. Erst jetzt fiel mir ein, dass meine Mutter den Vereinsaufnäher auf mein Turnhemd geheftet hatte. Das H auf der Brust.

Ich war tief gekränkt und verließ den Verein. Keine Zukunft im Sport für mich. Das wars. Immerhin konnte ich beim Geräteturnen auch mal glänzen. Es gelang mir eine vorbildliche Haltung beim Schwingen an den Ringen. Ein Lob. Aber dann. Wir sollten Bockspringen. Ich blieb hoffnungslos hängen oder rutschte so gerade mal hinüber. Am Barren konnte ich mich immerhin aufstützen und ein wenig mit den Beinen pendeln. Oder mich mit den Knien seitlich anhängen, Kopf nach unten. Das wollte ich auch mal zuhause an der Teppichstange üben. Aber die war zu hoch und ich kam nicht mal hinauf.

Aber am schlimmsten war der Kasten. Wir mussten hinaufspringen und dann im Strecksprung hinunter auf die Matte: Nicht so plumpsen, wie ein Mehlsack! Ich versuchte mein Bestes und kam mit den Zehen auf. Ein stechender Schmerz. Ich fiel um. Die Lehrerin bewegte meine Zehen: Nein, nichts gebrochen. Stell dich nicht so an.

Ich stellte mich also nicht so an und konnte anschließend nicht mehr auf den Zehen stehen, ohne die Belastung durch Schiefstellung meiner Füße abzumildern. Meine großen Zehen hatten doch Schaden genommen, wie sich aber erst viel später herausstellte. Ich hatte zuhause nichts gesagt. Ich wollte nicht immer die Heulsuse sein, die vom einfachen Fingerstupsen umgeworfen werden konnte.



Helga 1959 an der Litfaßsäule.

Ich gab also meine Ambitionen in Richtung Sport auf, saß dann ab 13 immer wieder mal auf der grauen, zusammengerollten, schweißdurchtränkten Bodenmatte und hörte mir die Kommentare der Mädchen an, die in regelmäßigen Abständen ebenfalls vom Turnen befreit waren. Sie machten sachkundige Bemerkungen über die Turnerinnen, lästerten auch schon mal über die Ungelenken und beobachteten genau, wie unsere Körper sich veränderten.

Meine Eltern hatten es auch mal mit Musik bei uns versucht. Es wurde ein Klavierangeschafft, dann auch ein Akkordeon, das aber meist nur von meinem Bruder gespielt wurde. Ein Cousin, der zur Gitarre sang, wohnte nach seiner Flucht aus der DDR, eineinhalb Jahre bei uns. Ob die Nachbarn davon so begeistert waren, darf bezweifelt werden. Die schnell hochgezogenen Häuser waren sehr hellhörig. Aber es war durchaus nicht so selten, dass aus den Häusern Tonleitern oder die Sonatinen von Kuhlau klangen. Die Menschen hatten nach dem Krieg nicht nur ein gesteigertes Interesse am Konsum, sondern auch an Kultur. Eltern versuchten, verborgene Talente ihrer Kinder zu fördern. So manches Mal leider vergeblich.

Regelmäßiges Üben war nicht so meine Sache. So wurden die Klavierstunden nach ein paar Jahren aufgegeben und erst in der Oberstu-

fe nahm ich den Unterricht, diesmal bei der sehr talentierten Schulkameradin Elke Koch, wieder auf.

Unsere Teenager-Schulnoten rutschten jedoch bei den Meisten in den Keller. Uns Mädchen wurde auch immer wieder vermittelt, dass weibliche Menschen sowieso kein Mathe und Physik könnten. Viele von uns glaubten das und gaben sich wenig Mühe. Außerdem hatten wir andere Sorgen und Interessen als das, was im Unterricht besprochen wurde. Die Älteren strichen unvermittelt über den Rücken ihrer Mitschülerinnen. Hat sie oder hat sie nicht? BH oder nicht? Damals waren solche Fragen eher peinlich. Man sprach nicht über die allmählichen Ausformungen der weiblichen Körper. Eher schon vom Flaum auf der Oberlippe der Jungen oder deren lustigen Stimmbruch. Von Aufklärung keine Spur. Auch zuhause nicht. Fräulein Welken unterrichtete Biologie. Aber außer über die Entwicklung von Bienen und Hummeln und die Bestäubung der Blumen, lernten wir nicht viel über Sexualität. Ein ewiges Getuschel und Gekicher. Falsche Informationen grassierten. Auch damals gab es Fake-News. Das Thema war damals keins, das offen besprochen wurde.

Ich war glücklich, eine beste Freundin zu haben, die bei uns zuhause ein und aus ging. Wir wuchsen in dieser Zeit fast schwesterlich auf und teilten unsere Vorlieben für Rock'n Roll und Flamenco, schwärmtet altersgemäß für Elvis Presley und James Dean, und verstanden nicht, warum wir diese amerikanischen Rhythmen zuhause nicht in aller Lautstärke hören durften, wenn mein Vater in der Nähe war. Er verabscheute diese neue Mode, und es gab regelmäßig Streit und Geheule meinerseits, wenn ich Mr. Pumpernickel, Chris Howland, hören wollte. Wir wollten sogar netterweise die Texte ins Deutsche übersetzen. Aber auch das half nicht. Schulenglisch ja, amerikanische oder britische Musiksendungen im Radio nein. Sogar eine britische Austauschschülerin durfte, anlässlich eines Austauschprogramms, zu uns kommen, denn die Sprache lernen sollte ich ja.

Eine tolle Errungenschaft war ein kleines Abspielgerät für Single-Schallplatten. Man schob sie in einen Schlitz, und es ertönte etwas blechern die Musik. Aber leider reichte mein spärliches Taschengeld nicht sehr weit und so dudelte ich immer dasselbe ab.

Mein Onkel hatte ja das Radiogeschäft in Horsthausen eröffnet, das später um Fernseher und Weißware erweitert wurde. So bekamen wir auch bald eine Kombination aus Fernseher, Ra-

dio und Zehnplattenspieler. Leider durfte ich nicht zu allen Zeiten meine Musik spielen, und einmal war ich so wütend, dass ich ein Besteck-Messer vom Tisch fegte als ich allein im Wohnzimmer war. Es hinterließ eine Kerbe in der Tür, die nicht sofort auffiel. Ich konnte mir leider auch nicht erklären, wie die wohl hineingekommen war ...

Ein anderes Mal warf ich meinen Füller gegen die Wand im Kinderzimmer. Tja die Füller damals. Das konnte schon mal passieren, weil man ja die Tinte aus dem Tintenfass aufziehen musste und dann aus Versehen zu früh herauszog oder so ...

Aber ich war nicht besonders gut im Ausreden-Erfinden. Ich wurde nicht bestraft, aber ständig darauf hingewiesen, dass Kerbe und Tintenspritzer kein schöner Anblick waren. Meine sporadischen Wutanfälle lösten natürlich auch kein Problem. Sie beschämten eher und wurden Mädchen sowieso nicht zugestanden. Also versuchte ich es künftig mit mehr Diplomatie und stichhaltigen Argumenten. Ein schweres Geschäft, wenn man etwas durchsetzen möchte.

Wir hatten uns zu benehmen, meinten die Erwachsenen. Und um das zu lernen, schickte man uns Teenager in die Tanzschule.

Dort sollten wir den angemessenen Umgang mit dem anderen Geschlecht lernen, Höflichkeitsformen und Benimmregeln frei nach Knigge und außerdem noch sittsam tanzen.

Wir Mädchen sahen uns bei der Anmeldung in der Tanzschule Diel-Funkenberg die kleinen Jungs in kurzen Hosen mit Entsetzen an. Die sahen wirklich aus wie höchstens 14. Und die sollten unsere Partner sein? Wir waren auch nicht älter, fanden uns aber viel erwachsener. Am liebsten wären wir gar nicht erst zur ersten Stunde gegangen. Aber die Gebühr war bezahlt. Augen zu und durch.

Da saßen wir nun. Die Mädchen aufgereiht nach Alphabet, an den von Petticoats gebauschten Röcken zupfend und die Jungs gegenüber, ebenso nervös und mit den gewienerten Schuhen scharrend. Alle angemessen in Anzügen, die sie wohl zum Teil noch von der Konfirmation hatten. Da waren doch einige dabei, die durchaus akzeptabel waren. Wie immer hatten sich zu wenig Jungen angemeldet und so lud man solche ein, die schon mindestens einen Tanzkurs absolviert hatten. Sie waren 2 bis 3 Jahre älter und kamen mit mehr Selbstsicherheit als die Neuen auf uns Mädchen zu, um uns aufzufor-



Tanzschule Diel-Funkenberg 1958/59

REINHARD KRAFTHERRE

dern. Oje, hoffentlich kommt nicht dieser, sondern der daneben. Aber ach, manchmal erwischte man auch einen wie »Nilpferd«, einen etwas schwerfälligen Tänzer. Sicher eigentlich ein netter Kerl, der uns Mädchen aber immer 1,2,3 beim Walzer ins Ohr schnaufte und vor dessen Füßen man sich in Acht nehmen musste. Der Arme hatte sich dadurch diesen abfälligen Spitznamen erworben.

Der »Dio« war in dem Kurs der absolute Mädchenschwarm. Aber auch »Olli« oder »der Vornehme«. Der »Ömmel« nicht zu vergessen. Wahrscheinlich wurden wir ebenso etikettiert. Wir warteten also in unseren gesteiften Petticoat-Röcken und enggezogenen breiten Gürteln auf den Hit des Abends und waren enttäuscht, wenn sich die Unscheinbaren, Linkischen vor uns doch sehr unsicherer naiven Mädels aufbauten, um uns mit einer schiefen Verbeugung zur Tanzfläche führten.

Die meisten hatten gegen Pickel und Pusteln zu kämpfen. Saßen die Nähte an den Nylons? Sah man etwa die Strapse beim Drehen? Hatten wir Schweißflecke unter den Armen? Wir Mädels warfen uns Blicke zu und verschwanden auf der Toilette, um uns im Spiegel zu kontrollieren. Alles gut? Wird schon für den Nachmittag reichen. Eines Tages fragte mich zu meinem Erstaunen einer meiner Tanzpartner, ob er mich nachhause begleiten dürfe. Wieso, fragte ich ihn. Du wohnst doch ganz woanders.

Der Film »Die Halbstarken« mit Horst Buchholz und Karin Baal beeindruckte uns Teenies sehr. Knickerbocker waren endgültig in den Mottenkisten verschwunden. Die Jungs mit En-

tenschwanzfrisuren zogen Nietenhosen an und standen schon mal um einen herum, der schon ein Moped besaß und gekonnt lässig den Motor hören ließ.

Zwei »Halbstarke« machten mal heimlich Schwarzweiß-Fotos von meiner Freundin und mir und übergaben sie uns verschämt. »Auf welche Ideen die doch kommen!« Einerseits erfreut, andererseits irritiert, nahmen wir sie entgegen. Die beiden Fotografen gefielen uns aber nicht besonders, und so gingen wir ihnen künftig aus dem Weg.

Der Abschlussball war enttäuschend. Mein Tischherr war der Sohn von Bekannten meiner Familie, langweilig und wenig tänzerisch begabt. So verließ dieser Abend ein wenig schleppend. Trotzdem hätte ich gern den Kursus für Fortgeschrittene besucht. Aber das wurde mir wegen meiner schlechten Noten verweigert. Lernen war angesagt.

Aber alles andere in meinem jungen Leben war wichtiger als die Schule. Meine Freundin und ich hatten beschlossen, gegen den Strom zu schwimmen und nicht mit Zigaretten oder Alkohol zu experimentieren. Wir hatten den Kopf in den Wolken, lasen schwierige Texte und fühlten uns abgehoben.



Helga Kawashima



Der seltsam geschmückte Weihnachtsbaum und Blankensteins starke Erdanziehung!

Es war in den sechziger Jahren. Fritz und Lore waren ein älteres Ehepaar aus Blankenstein, die sich im Ort in der Feuerwehr, dem Gesangsverein und den Kegelrunden gern engagierten.

Fritz wurde Frizzi genannt und Lore wurde von ihrem Mann liebevoll »Quarkbällchen« genannt.

An einem Tag im Advent sollte ein Weihnachtskegeln in der Gaststätte Rölleke stattfinden. Ursprünglich wollten beide mitmachen, aber Lore fühlte sich nicht gut und sagte zu ihrem Frizzi:

»Du kannst alleine gehen, aber komm bitte sofort nach Ende des Kegels nach Hause und nicht, dass du mir noch irgendwo anders hingehst und versackst.«

Der Kegelabend begann für Fritz recht locker und man kegelte einige Spiele aus. Die Getränkerunden waren diesmal kein Bier, sondern Grog mit viel Rum und auch Glühwein.

Im Verlaufe des Abends zechte die Kegelrunde mehr, als das sie kegeln. Als das Kegeln beendet war, hatte Fritz noch Lust, in einige der vielen Blankensteiner Kneipen zu

gehen. »Nu ma eben kucken«, wie er das dann nannte.

Hier endet an diesem Abend sein Bewusstsein, denn am nächsten Morgen wachte er zuhause mit einem extrem dicken Kopf auf.

Was genau und wie viel er getrunken hatte, wusste er nicht mehr. Aber es musste wohl eine Menge gewesen sein, bei so einem riesigen Kater!

Seine Frau war folglich an diesem Morgen nicht gut auf ihn zu sprechen und forderte ihn mehrfach auf, jetzt endlich zum Frühstück zu kommen.

Lore sagte vorwurfsvoll zu ihm: »Ich habe nicht gehört wann du nach Hause gekommen bist, aber das muss ja wohl heute in der Frühe gewesen sein und du hast bestimmt wieder reichlich gesoffen.«

Beim Frühstück merkte Fritz, dass er sein Gebiss noch nicht eingesetzt hatte und fing an sein Gebiss zu suchen. Im Schlafzimmer, auf der Nachtkonsole, wo es sonst immer lag. Das Gebiss war nirgendwo zu finden.

Kleinlaut erzählte er dies seiner Frau und fragte:

»Weißt du wo mein Gebiss ist?«

»Ne mein lieber Fritz, was weiß ich, wo du dein Gebiss verkrost hast oder was du gestern noch getrieben hast.«

Lore war sauer und anschließend schwieg man sich beim Frühstück an, bis Lore sagte:

»Warte mal!

Ich war heute Morgen beim Bäcker Brockhaus an der Kirche und bei Zigarren Höke steht ja ein mit Strohsternen geschmückter Tannenbaum vor dem Geschäft.

Beim Bäcker gab es unter den Kunden nur ein lustiges Gesprächsthema, denn neben den Strohsternen hing auch ein Gebiss, wie eine Christbaumkugel, im Tannenbaum.

Eindeutiger Tenor von den Brötchenküfern war, da muss wohl jemand ganz schön voll gewesen sein und beim kotzen hat er wohl sein Gebiss verloren.«

Man scherzte darüber und es wurden auch einige Namen »der üblichen Verdächtigen« genannt, wer das wohl gewesen sein könnte.

Nun jetzt beim Frühstück fiel es Lore wie Schuppen von den Augen, denn das muss dann ja wohl das Gebiss von ihrem Frizzi sein.

Welch eine Blamage!

Fritz hatte immer irgendwelche Ausreden und er erzählte seiner Frau: »Ja, ich glaube ich bin letzte Nacht an dem Weihnachtsbaum vorbeigegangen und fand die Strohsterne so gut, dass ich sie mir näher angucken wollte und dabei bin ich wohl kopfüber in den Baum gefallen. Beim Aufstehen muss ich wohl mein Gebiss verloren haben.«

Diese Ausreden glaubte Lore natürlich nicht und war immer noch stinksauer!

Auch Fritz war das inzwischen sehr peinlich. Er dachte an das zukünftige Gerede und die Häme in Blankenstein. Darum versuchte er seine Frau zu überreden, doch für ihn das Gebiss vom Tannenbaum abzunehmen.

Er fing an mit: »Mein Schatz, mein heiß geliebtes Quarkbällchen, kannst du mir nicht unauffällig das Gebiss vom Tannenbaum holen?«

Das hat er noch nicht ganz ausgesprochen, da platzte es erbost und lautstark aus Lore heraus:

»Das süße Gesäusel vom Quarkbällchen kannst du dir sparen und irgendwo hinschieben. Wer saufen kann, der kann sich die Blamage auch selbst abholen.«

Fritz musste selber zum Tannenbaum gehen und als er das Gebiss abhängte wurde er natürlich von einigen Nachbarn gesehen, die Prompt grinsend einige Bemerkungen zum Saufen und übermäßigen Alkoholkonsum fallen ließen.

Fritz nicht mundfaul sagte:

»Ne, ne, ne, ne, ne, da braucht ihr gar nicht so hämisch zu grinsen. Das ist nämlich nicht so wie ihr denkt, ich habe nicht zu viel gesoffen, aber letzte Nacht war die Erdanziehung in Blankenstein so stark, dass mir die Anziehungskraft wohl das Gebiss aus dem Mund gezogen hat.«

Die Geschichte mit dem Tannenbaumschmuck und der Erdanziehung war lange Zeit in Blankenstein ein Gesprächsthema und wenn Fritz später in Blankenstein in einer Kneipe saß, wurde er immer grinsend ermahnt:

»Fritz denk an die starke Erdanziehung nachts in Blankenstein.«

Das war jetzt eine wahre Geschichte, aber um Weihnachten gab's auch immer den Witz:

Warum haben die Männer in Blankenstein um Weihnachten rum kein Gebiss im Mund?

Ist doch klar!

Das Gebiss brauchen die Frauen um Plätzchen auszustechen.



Henning Sandmann

Weihnachten mit »Struppi« (1975 – ...)

Obwohl meine Erinnerung an einen Zeitpunkt zurückgeht, der sich vor fast 50 Jahren ereignet hat, werden Bilder vor meinem inneren Auge so präsent, als habe ich das Geschehene erst vor Kurzem erlebt. ... Der Tag, an dem »Struppi« bei uns zuhause einzog! ... Meine Mutter unternahm mit uns drei Kindern immer sehr viele Spaziergänge. Sie war viel mit uns draußen, weil das einfach immer noch besser war, als zuhause zu sitzen und all das Schöne zu verpassen, was man nur draußen erleben konnte.

Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich meiner Mutter begeistert zugeschaut habe, als sie Strohsterne bastelte. Es mag verwundern, dass nur sie bastelte; doch auf diese Weise konnte sie sicherstellen, dass das vorhandene Bastelmanufaktur für die Strohsterne maximal genutzt wurde. ... Ich kann mich nur an das Strohsterne Basteln in unserer Wohnung auf der Ulmenstraße, in Oberhausen Lirich erinnern. Als wir später in die City-West umgezogen sind, bastelte meine Mutter keine Strohsterne mehr, was ich manches Mal schweigend vermisst habe.

An einem schönen kalten Tag war ich mit meiner Mutter auf dem Weg in die Stadt. Warum meine beiden Geschwister nicht mitkamen, weiß ich nicht mehr. ... Dieser Tag war irgendwie anders. Meine Mutter ging so, als verfolge sie ein Ziel. Ihre Schritte waren zielstrebig und sie strahlte entschlossen.

Unser erster Halt war der Kaufhof, der sich damals noch auf der unteren Marktstraße in Oberhausen befand. ... Ich war immer sehr glücklich, wenn wir in den Kaufhof gingen, weil es auch mal vorkam, dass wir dort saßen, um beispielsweise Linsensuppe zu essen – manchmal sogar mit einer dicken Brühwurst darin, was mehr kostete! ... Insgeheim freute ich mich still darauf, doch an diesem Tag gab es nichts zu essen, was ich schweigend zur Kenntnis nahm.

Dennoch war ich glücklich. Ich genoss es, meiner Mutter still zu folgen, während sie zielstrebig durch die Gänge lief und die Etage wechselte. ... Wir gelangten in die Abteilung mit den Weihnachtsartikeln. Meine Mutter stand länger vor dem Angebot an künstlichen Weihnachtsbäumen. Ich beobachtete sie und freute mich, als sie sich den schönsten künstlichen Weihnachtsbaum aussuchte. Es kam noch eine elektrische Lichterkette mit Plastik Kerzen dazu und

auch ein paar Weihnachtsbaumkugeln sowie mehrere Packungen goldfarbenes Lametta und eine Packung mit gelben Sternen Aufklebern. ... In mir brach ein regelrechter »Freudenjubel« aus, doch ich stand einfach still da und freute mich. ... Auch meine Mutter war gut gelaunt, was ich gleichermaßen genoss, da dies einfach zu selten vorkam.

Den Weihnachtsbaum trugen wir zusammen vom Kaufhof auf der Marktstraße, bis zur City-West an der Bebelstraße. In der Wohnung angekommen wählte meine Mutter einen Platz aus, an dem der künstliche Weihnachtsbaum, stehen sollte. Ich war sehr glücklich, dass meine Mutter mir die Aufgabe übertrug, den Weihnachtsbaum aufzubauen und zu schmücken.

Vorsichtig nahm ich den Weihnachtsbaum aus seinem Karton. Ich betrachtete mir den mitgelieferten 2-teiligen Baumständer aus dunkelgrünem Plastik, der über Kreuz zusammengesteckt wurde. Nachdem dies erledigt war, steckte ich den dünnen Stamm des Weihnachtsbaumes in das dafür vorgesehene Loch des Baumständers. Dann begann ich vorsichtig damit, die einzelnen langen Zweige vom Baumstamm nach außen zu spreizen und die an den langen Ästen befindlichen kleineren Äste ebenfalls von diesen zu spreizen. Nun folgte die elektrische Lichterkette. Bevor die Lichterkette in den Baum kam, machte ich zunächst ei-

nen Funktionstest. Dann drehte ich die Leuchtmittel heraus, damit beim Anbringen kein Leuchtmittel Schaden nahm. Beim Anbringen der künstlichen Kerzen achtete ich darauf, diese einerseits so gut zu verteilen, dass sie optisch schön platziert waren und dass das Kabel am Ende der Lichterkette möglichst nah zum Anfang der Lichterkette kam, da ich den dort befindlichen Pin oben in den Stecker stecken musste, um den Stromkreislauf zu schließen, damit die Kerzen leuchteten, wenn der Stecker in die Steckdose kam. Doch bevor ich den Stecker in die Steckdose steckte, drehte ich sorgfältig alle Leuchtmittel in die Kerzen. Meine Mutter packte die gelben Klebesterne aus und schmückte jede der Plastikkerzen mit einem solchen Stern, den sie sorgsam auf dem Plastik einer jeden Kerze glattstrich.

Ich nahm sorgfältig die Weihnachtsbaumkugeln nacheinander aus der Verpackung und verteilte sie auf den Zweigen des Weihnachtsbaumes. Dabei achtete ich sehr darauf, dass alle Kugeln heil blieben. Nun folgte das goldfarbene Lametta, das ich auch





sehr sorgfältig, jeweils an den Enden der Zweige aufhing. Als ich damit fertig war, steckte ich den Stecker der Lichterkette in die Steckdose und der künstliche Weihnachtsbaum erstrahlte in einem wunderbaren, warmgelben Weihnachtsglanz, der sich auf den Weihnachtsbaumkugeln und in dem goldenen Lametta spiegelte und den Raum sofort liebevoll erwärme. Der künstliche Weihnachtsbaum sah wunderschön aus und stand einem echten Weihnachtsbaum in Nichts nach. Seine Zweige waren üppig von satt-dunkelgrünen, weichen Tannennadeln umsäumt. Auch in der dunkelgrünen Farbe des Stammes spiegelte sich vereinzelter Weihnachtsglanz. ... Das war wohl der Moment, in dem ich dem künstlichen Weihnachtsbaum »ewige Fürsorge« versprach und zum »Weihnachtskind« wurde.

Als unsere Katzen, die zahlreich mit uns die Wohnung teilten, damit begannen, das Lametta als Katzengras Ersatz vom Weihnachtsbaum abzuziehen und unschön wieder hervorzubringen, haben wir das Lametta abgeschafft und der Weihnachtsbaum war zum Glück nicht mehr Ziel ihres Interesses; die Weihnachtsbaumkugeln habe ich vorausschauend, bereits vom ersten Weihnachten an, erst ab der zweiten Reihe Äste aufgehängt.

In unserer Familie wurde der Weihnachtsbaum traditionell am 06.12. aufgebaut und am 06.01. wieder abgebaut. ... Ich war schon immer sehr penibel, was das sorgsame Wegräumen anging. So wurde jede einzelne Kerze der elektrischen Lichterkette sorgfältig in den Verkaufskarton gesteckt. Auch die Weihnachtsgugeln steckte ich an ihren jeweiligen Platz zurück und eine besondere Sorgfalt legte ich beim Abschmücken des goldenen Lammetas an den Tag. Die Äste des künstlichen Weihnachtsbaumes wurden beim Rückbau liebevoll hochgebogen und in Richtung Stamm; die Seitentriebe in Richtung ihres Astes gedrückt, damit der Weihnachtsbaum wieder zurück in seinen Verkaufskarton gleiten konnte. Die Spitze musste zum Schluss vorsichtig in einer leichten Biegung in Richtung Weihnachtsbaum heruntergebogen werden, damit alles passte und der Karton verschlossen werden konnte. Vom 07.01. bis zum 05.12. stand der Weihnachtsbaum im Keller....

Nach dem Kauf des künstlichen Weihnachtsbaumes folgte wenige Tage später der zweite Halt. Damales reihten sich mehrere kleine Buden auf dem Friedensplatz aneinander. Das Angebot war vielfältig. Neben weihnachtlichem Bastel- und Kunsthantwerk gab es auch einen Glasbläser und einen Bereich mit einem Gehege, in dem sich ein wolliges Schaf befand, ein Pony-Rundlauf, wo ich gerne die Ponys streichelte sowie ein Karussell für Kinder, dem ich still sehnstüchtig hinterherschaute, während die bunten Figuren ihre Kreise zogen. Ich gehe davon aus, dass es auch Buden für das leibliche Wohl gab. Im Rückblick kann ich mich an diese jedoch nicht erinnern. Auch an meine Geschwister kann ich mich nicht erinnern. Aber die besinnlich-schöne Stimmung auf dem Weihnachtsmarkt, an die kann ich mich gut erinnern. Die Zeit verstrich langsam, die Menschen wirkten zufrieden und glücklich.

Meine Mutter blieb an einem Stand stehen, wo mehrere selbst gefertigte Krippen und handgeschnitzte Holzfiguren in unterschiedlicher Größe angeboten wurden. Nach einem Abwagen entschied sie sich für eine mittelgroße Holzkrippe und ein paar Holzfiguren (Maria, Josef, Jesus Baby, zwei Schafe). ... Ich war sehr glücklich über die Krippe und die Figuren und ich freute mich schon darauf, diese zuhause aufzubauen.

...

Vor ungefähr 10 Jahren musste der Baumständer von »Struppi« – der mittlerweile seinem späten Namen alle Ehre machte, durch einen hölzernen Ständer ersetzt werden. Noch heute bin ich meinem damaligen Arbeitskollegen sehr dankbar dafür, dass er versucht hat, einen farblich und in der Größe passenden Baumständer aus Holz herzustellen. Im letzten Jahr (12/2024) hat leider die originale Lichterkette von »Struppi« den Geist aufgegeben; ein Leuchtmittel war so sehr mit der zugehörigen Kerze verschmort, dass eine weitere Nutzung ausgeschlossen und auch nicht mehr möglich war! ... Gott sei Dank hat meine weltallerbeste Schwiegermutter in ihren Beständen eine elektrische Lichterkette, die ungefähr aus dem Jahrzehnt von »Struppi« stammt und auf deren Lichter noch kleine Plastiksterne gesteckt werden, was beleuchtet sehr schön aussieht. Das Licht ist nicht ganz so angenehm goldgelb, wie bei der vorherigen Lichterkette. Doch die höhere Anzahl an Lichern kommt »Struppi« sehr zugute.

»Struppi« ist in die Jahre gekommen. Bei jedem Auf- und Abbau verliert er viele Nadeln und ich bin immer verwundert, dass überhaupt noch Nadeln vorhanden sind! Die Äste, wie auch die Spitze, haben schon einige tendenziell kahle Stellen und es gibt auch gewisse »Einbrüche« und »Schwächen« in den Ästen, die durch taktisches Verteilen der Lichterkette – im wahrsten Wortsinn – gehalten werden. ... Jedes Mal, wenn »Struppi« frisch aufgebaut darsteht, begutachte ich seine Stärken und Schwächen, die mittels Lichterkette und einem gefühlten »Meer an Baumschmuck« liebevoll kaschiert werden. Wenn wir auf Reisen sind und sich die Möglichkeit ergibt, Christbaumschmuck zu kaufen, bringen wir »Struppi« eine schmückende »Leichtigkeit« mit.

Vor wenigen Jahren, als ich mir um das Durchhaltevermögen von »Struppi« etwas Sorgen machte, bin ich – traditionell – in ein großes Kaufhaus gegangen, um mir die dort vorhandenen künstlichen Weihnachtsbäume anzuschauen. ... Ich fühlte mich gar nicht wohl beim Anblick dieser künstlichen Weihnachtsbäume und verließ das Kaufhaus mit der Überzeugung: »Struppi ist einfach der Beste!« ... Hoffentlich werden wir mit »Struppi« noch viele Weihnachten erleben.



Anna-Maria Rawe

Gemeinde Grange

Kreis Geisenkirchen, Land.
Beilage
zum
Parzellar-Plan
der

Gr. 1:25000

Gr. 1:25000

Der Katastrevierer
etwa
stimmrat.

Durch Erhebung der Veränderungen bis einschließlich
1904 auf die Gemarkung berücksichtigt im Januar 1904 durch den
Katastrevierer Gräflich

